

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 32 (1909)

Artikel: Seminardirektor Bachofner : Erinnerungen eines ehemaligen Schülers
Autor: Hofer, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seminardirektor Bachofner.

Erinnerungen eines ehemaligen Schülers.

Von R. Hofer, Sekundarlehrer in Basel.

Die nachfolgenden Ausführungen über Seminardirektor Heinrich Bachofner waren ursprünglich dazu bestimmt, einen kleinen Kreis von Lehrern und Schulfreunden mit dem Wesen dieses eigenartigen, gottgesegneten Mannes näher bekannt zu machen. Die überaus gute Aufnahme, welche die bescheidene Arbeit fand, gab zu der Hoffnung Anlaß, daß sie auch anderwärts Interesse erwecken dürfte. So konnte ich mich — wenn auch nicht ohne allerlei Bedenken — dazu verstehen, dem Wunsche lieber Freunde nachzugeben und meinen Vortrag einem weitem Kreise zugänglich zu machen.

Bei der Abfassung dienten mir neben meinen persönlichen Erinnerungen vor allem auch das von Frau Bachofner gezeichnete Lebensbild und der literarische Nachlaß mit der von Herrn Pfarrer P. Bachofner verfaßten Einleitung. Beide Werke ergänzen sich trefflich zu einem wohl gelungenen Bilde des Verewigten, und es wäre für mich eine große Genugtuung, wenn recht viele der Leser durch das Nachfolgende dazu veranlaßt würden, sich aus diesen eigentlichen Quellen nähere Auskunft über Bachofner zu verschaffen.

Das von mir zu entwerfende Bild, das sich auf die Hauptzüge beschränken muß, hat neben dem „Lebensbild“ insofern Berechtigung, als es von einem Schüler gezeichnet ist, der voll

Verehrung zu seinem treuen Lehrer emporſchau, und der es dankbar anerkennt, daß er dieſem das Beſte von dem zu verdanken hat, was er ſeinen eigenen Schülern geben kann und was ſeinem perſönlichen Leben Kraft und Halt verleiht.

Wenn ich verſuche, den verehrten Leſer mit meinem lieben verſtorbenen Lehrer näher bekannt zu machen oder Erinnerungen an denſelben wieder wachzurufen, ſo verhehle ich mir allerdings die Schwierigkeit dieſer Aufgabe keineswegs. „Man kann den Herrn Bachofner nicht beſchreiben, man muß ihn gekannt haben“, ſagt ein ehemaliger Schüler von ihm, und Frau Bachofner bemerkt im Lebensbild: „Ihn ſelber zu ſchildern wäre eine Sache der Unmöglichkeit, nicht, weil man zu wenig wüßte, ſondern weil man zu viel zu ſagen hätte. Wer ihn kennen lernen wollte, mußte mit ihm leben und von morgens früh bis abends ſpät um ihn ſein. Die ihn alſo gekannt haben, denen allen wird ſein Bild unvergeßlich bleiben.“ Das letztere trifft wohl bei den meiſten ſeiner Schüler zu; das gilt auch von mir perſönlich.

Als Zögling des evang. Seminars Unterſtraß war ich von 1879 bis 1883 Bachofners Schüler. Von 1891 bis 1893 logierte ich während weitem drei Semestern im Seminar und war während dieſer Zeit Bachofners Tiſchgenoſſe, ſo daß ich täglich Gelegenheit hatte, in vertraulichſter Weiſe mit ihm zu verkehren. Ich ſtand ferner mit ihm während 14 Jahren in regelmäßigem brieflichen Verkehr, und endlich darf ich ohne Überhebung ſagen, daß ich ſtets zu denjenigen von Bachofners Schülern zählte, die ihm ganz beſonders ans Herz gewachſen waren. Warum? Vielleicht, weil Bachofner in ſeiner überaus liebevollen Art gerade den unliebenswürdigen Menſchen ſeine Liebe am meiſten zuwandte. Auch galt ſeine Sympathie in erſter Linie denjenigen Zöglingen, die, wie ich, vom Lande kommend, aus einfachen bäuerlichen Verhältniſſen hervorgegangen waren und denen beim Eintritt ins Seminar noch ſo etwas wie

Erdgout anhaftete. Sei dem, wie ihm wolle, bei mir scheinen alle Bedingungen erfüllt gewesen zu sein, um in Bachofners weites Herz eingeschlossen zu werden und darin einen schönen Platz zu erhalten.

Schon beim ersten Zusammentreffen anläßlich der Aufnahmeprüfung spürte ich, daß dieser freundliche Mann mich lieb haben müsse, wie nur ein Vater seinen Sohn lieb haben könne; und dieser Eindruck hat sich in der Folge verstärkt, als ich sah, wie sich der treue Lehrer für alle meine Angelegenheiten in einer Art interessierte, die mich recht eigentlich beschämte. Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe. Ich hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn ich am Feuer dieser selbstlosen Liebe nicht aufgetaut wäre und sie nach Kräften zu erwidern gesucht hätte! So wurde Bachofner für mich ein väterlicher Freund, der nicht nur auf mein äußeres, sondern auch auf mein inneres Leben einen entscheidenden Einfluß ausübte.

Er war eigenartig, der Mann, dessen Lebensbild ich Ihnen zeichnen soll:

„Für uns und viele andere Finnländer war die Schweiz nur Direktor Bachofner“, so schrieb zwei Jahre nach seinem Tode ein finnländischer Schulmann, und ein anderer Finnländer, ein Seminardirektor aus Gienäs, äußerte sich über den Eindruck, den Bachofners Persönlichkeit auf ihn machte, indem er anläßlich eines vertrauten Zusammenseins in mangelhaftem Deutsch, aber mit inniger Betonung ausrief: „O, ich verstehe heute das Wort: Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.“

Herr Pfarrer Pestalozzi am Großmünster in Zürich, der den Seminardirektor von Untersträß genau kennen mußte, denn er ist seit Jahrzehnten Präsident des Seminarvorstandes, schrieb nach Bachofners Tod im Evang. Wochenblatt über ihn: „Was war doch Bachofner für ein prächtiger Mann! Christoph Blumhardt im Bad Boll hat ihn einmal den ersten aller Schulmeister

genannt, wenn er eine Krone hätte, so würde er sie ihm aufsetzen.“ Und er fügt zu diesem viel sagenden Urtheil hinzu: „Wer ihn kannte, hatte ihn lieb.“

Eine arme Katholikin in Zug, die in dem Hause, in welchem Bachofner die letzten Wochen seines Lebens verbrachte, allerlei Dienste verrichtete, bemerkte nach seinem Tode: „Er ist ein guter Mann gewesen, er hat ein Herz gehabt für die Armen und Verachteten, und das Geld ist ihm nicht die Hauptsache gewesen, wie andern Leuten.“

Und anläßlich seines letzten Geburtstages schrieb ein Sohn des nun Verewigten seinem Vater: „Du hast Dich daran gewöhnt, daß man es als ganz selbstverständlich ansehe, daß Du Dich für andere aufopferst. Aber dafür weißt Du nun auch, wo Du am Ende Deiner Arbeit stehst, und wir wissen es auch, daß Du mit Freudigkeit sagen kannst: Ich habe den guten Kampf gekämpft und den Lauf vollendet, ich habe nicht Ehre von den Menschen genommen; doch nun liegt vor mir der Kranz der Gerechtigkeit.“

Ich meine, die angeführten Zeugnisse sollten genügen, um darzutun, daß es sich hier um einen mehr als gewöhnlichen Mann handelt, der in hohem Maße unser Interesse verdient. Es kann für alle die, denen die sittlich religiöse Erziehung unserer Jugend am Herzen liegt, nicht ohne Nutzen sein, sich den Werdegang dieses Vorkämpfers für evangelische Schulbestrebungen zu vergegenwärtigen und es sich immer wieder in Erinnerung zu rufen, was dieser Mann als Lehrer, als Seminardirektor und als Christenmensch überhaupt gewesen ist, und aus welcher Quelle ihm die Kraft zugeflossen, die ihn zur Erfüllung seiner schweren Aufgabe in so hohem Maße befähigte.

*

*

*

Heinrich Bachofner wurde am 19. Mai 1828 in Fehraltorf, einem Bauerndorf unweit Pfäffikon, geboren. Er war so recht eigentlich ein Kind des Volkes. Sein Vater, ein armer Schuhmacher, der neben seinem Handwerk noch ein kleines mit Schulden belastetes Heimwesen bewirtschaftete, mußte sich hart abmühen, um mit seiner Familie ehrlich durchzukommen. „Meine Jugendzeit, die wie ein Traum hinter mir liegt“, sagt Bachofner, „hat mich früh gelehrt, was Entbehrung und Not, ja, was der Hunger ist. Ich verlebte sie unter Menschen, deren Hände von schwerer Arbeit hart geworden waren. Daß ich die Denk- und Lebensweise des Volkes kennen und die eigentlichen Arbeiter verstehen und lieben gelernt habe, erachte ich als einen der schönsten Gewinne aus meiner Vergangenheit. Ich habe unter diesen einfältigen und verschlossenen Männern, unter diesen ungebildeten Leuten Einsichten und Tugenden gefunden, die in den höhern Ständen sehr selten sind.“

Diese Liebe zum armen Landvolk bildet einen charakteristischen Zug in Bachofners Leben. Im März 1875 schrieb er an seine Gattin, die damals vorübergehend von Untersträß abwesend war: „Gestern konnte ich Dir nicht schreiben, weil ich in Fehraltorf an einem Begräbniß teilnehmen mußte. Vor dem Trauerhause defilierten die Männer des Dorfes, indem sie das Leid erregten. Es war mir äußerst interessant, sie alle nach vielen Jahren wieder zu sehen, und ich machte an ihnen meine Studien. Ich war überrascht, wie viele Charakterköpfe darunter waren; ein Maler wie Bautier hätte nur zugreifen können. Es hatte darunter ganz feine Gesichter, die unter andern Umständen bedeutenden Männern angehört hätten. Andere zeigten feste, wenn auch verwittrte Züge, wie aus Erz gegossen. Man sah ihnen die harte Arbeit eines freudlosen Lebens an. Ich habe immer einen gewissen Zug zu diesen Bauern, unter denen ich meine Jugendzeit verlebt habe. Sie sind gewiß besser, als man sie sich vor-

stellt. Ich habe bei aller Rohheit rührende Beispiele der Biederkeit und der Aufopferungsfähigkeit an ihnen erlebt.“

Und an einen auf dem Lande amtierenden jungen Lehrer schrieb Bachofner im Februar 1881: „Du sehnst Dich nach vernünftiger Gesellschaft? Ich begreife Deinen Wunsch, und doch muß ich belehren. Das Landvolk ist nicht unvernünftig; Du verstehst es nur noch nicht und kannst darum noch nicht mit ihm reden. Leute, die vom Zuge der Zeit so abseits sind wie die . . . , haben ein sehr feines Gefühl für diejenigen, welche sich für gebildeter halten, als sie sind, und sind ihnen gegenüber sehr schweigsam. Aber sie denken richtig und haben ein gesundes Urteil. Wenn Du älter wirst und mehr Menschen- und Selbsterkenntnis hast, wirst Du Dich wundern über den gesunden Kern des Volkes. Das Rein-Menschliche, die Freude und Not des Lebens ist überall vorhanden, und auf die Form kommt es nicht an. In den Kreisen der sogenannten Gebildeten redet man nicht von Rügen, aber von den Aktiven, den Prozenten. Was ist da für ein Unterschied? Oder sie sitzen zum Kartenspiel zusammen, und dann geht kein vernünftiges Wort aus ihrem Munde. Ich habe zwölf Jahre unter den Bauern gelebt, und sie sind mir lieb geworden. Ich fühle mich mehr zu ihnen hingezogen als zu den Vornehmen, die ich doch auch kenne.“

Aber noch nach einer andern Richtung hin wirkte das Landleben bestimmend auf Bachofner ein. Er gewann nicht nur das Landvolk lieb, sondern auch die Natur. „Die innige Liebe zum Leben der Natur, zu allem, was grünt und blüht, was sich regt und bewegt, hat sich Bachofner von seiner Jugend an bis in sein Alter erhalten“, sagt Frau Bachofner im Lebensbild.

Von dieser Freude an der Natur kann man aber nicht etwa behaupten, daß sie Bachofner mit der Muttermilch einge-sogen habe; denn seine Mutter war nicht in dieser Art. Wenn

der Knabe voll Verlangen die glänzende Alpenkette betrachtete, die gegen Süden den Horizont abschloß, und den Wunsch äußerte, einmal dort hinaufzusteigen, so sagte sie: „Ach, Heiri, was wotstcht au uf alli Berge ufe; du mußt doch nu wieder abe.“ Wahrscheinlicher scheint mir, daß Bachofner aus Not Naturfreund geworden sei. „Raum konnte ich sitzen“, so erzählt er selber, „so nahm mich meine Mutter mit aufs Feld; da breitete sie ein Tuch auf den Ackerboden und brachte mir Mohnblumen und Kornraden.“ Das war Anschauungsunterricht, der an Unmittelbarkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und bei dem der Schüler wohl oder übel dabei sein mußte; denn ans Fortlaufen war schon darum nicht zu denken, da der Zögling noch nicht gehen konnte. Aber nach dem Erfolg zu schließen muß dieser Unterricht doch ein erspriesslicher gewesen sein, und es ließe sich dieser Fall als Beweis dafür anführen, daß man die Liebe und das Interesse an der Natur nicht in erster Linie durch einen möglichst gelehrten Unterricht, sondern vor allem durch unmittelbare Berührung des Zöglings mit der Natur selber zu wecken und zu pflanzen vermag.

Diese Berührung mit der Natur ergab sich in Fehraltorf für den Knaben Bachofner ganz wie von selbst. „Oft wanderte er allein hinauf zum grünen Wald und lauschte den mancherlei Vogelstimmen, oder er zog mit den Dorfkindern zum Holzlesen. Dann war es seine Lust, bis in die obersten Zweige eines Baumes zu klettern; dort schwang er sich hin und her, bis er einen Ast des nächsten Baumes erreichen und festhalten konnte, und so ging das gewagte Spiel weiter durch eine ganze Reihe von Bäumen hindurch.“

Neben dem Wald war der Bach sein Lieblingsrevier. Stundenlang konnte er am Rande des Baches sitzen oder liegen und das Spiel der Wellen und das fröhliche Treiben in und über der kühnenden Flut bewundern. Aber dabei erging es ihm nicht

besser als manchem andern Vorkämpfer für idealistische Naturauffassung: Er stand allein und wurde von seiner materialistisch gesinnten Umgebung nicht verstanden. Dies wurde ihm einst durch schlagende Beweise nahegelegt: „Es war zur Zeit der Heuernte, daß er einst wieder sein Lieblingsplätzchen am plätschern-den Bach eingenommen hatte. Er legte sich ins Gras und schaute in die klare Flut, tauchte auch dann und wann seine Hand hinein, um ein Krebslein oder ein Fischlein zu fangen. Da tönte plötzlich eine rauhe Stimme an sein Ohr: „„Si, du nichtsnutziger Tagedieb!““ und ein Schlag auf den Rücken weckte ihn unsanft aus seinen Naturbetrachtungen. Vor ihm stand ein alter Bauer mit der Heugabel auf dem Rücken, der in seiner Strafrede fortfuhr: „„Ja, ein Tagdieb bist du, du stiehlest dem lieben Gott den Tag statt zu arbeiten und etwas Rechtes zu tun. Du wärst jetzt groß genug, daß du auch schon etwas helfen könntest.““ Das traf mich schwer ins Gewissen, sagte Bachofner, wenn er diese Begebenheit erzählte; ein Tagdieb wollte ich nicht sein, und von da an saß ich nie mehr am Bach.“

Aber ein Freund der Natur ist er doch geblieben. Hören wir, was Frau Bachofner darüber aus späterer Zeit berichtet: „Welch eine Freude war es, mit ihm zu reisen und zu wandern! Seine Schüler wissen davon zu sagen, und seiner Familie bleiben solche Tage in sonnigster Erinnerung, um so mehr, als sie dieselben nur selten genießen konnte. Auf seinen Reisen entging ihm fast nichts in der Natur um ihn her; er freute sich über jede Blume am Wege, und mancher seltenen Pflanze kletterte er an den Felshängen nach; er beobachtete die Steinbildungen und berichtete darüber; er hörte auf den Vogelgesang, den er sofort kannte. Aber es war nie etwas Pedantisches, Absichtliches dabei; er machte nie sogenannte Spaziergänge mit Belehrungen, die oft der Schrecken der Kinder sind; es war immer eine Freude und eine Erquickung, ihm zuzuhören. Daneben

zeichnete er manch hübsches Bildchen und machte viele Freude damit.“

Im Jahre 1887 war Bachofner 14 Tage lang mein Gast, indem er seine Herbstferien bei mir in Greva bei Luino am schönen Gestade des Lago Maggiore zubrachte. Bei dieser Gelegenheit lud ich ihn einmal zu einem Nachmittagsspaziergang nach Dumenza, einem sehr hübsch gelegenen Bergdorf hart an der Schweizergrenze ein. Auf dem Heimweg besuchten wir noch meinen damaligen Holz-, Kartoffel- und Kastanienlieferanten, einen 70jährigen originellen italienischen Bauer, von dem ich wußte, daß bei ihm eine gute Flasche Barbera oder Asti spumante zu haben sei, wenn er auch keine eigentliche Wirtschaft führte. Zudem genießt man von dem Balkon des an einen Bergabhang sich anlehnenden Bauernhauses aus eine prächtige Aussicht, deren Genuß ich meinem werten Gaste, der für schöne Landschaften großes Verständnis hatte, nicht vorenthalten wollte. Vor unserem Eintritt hatten wir aber noch ein ungefährliches, aber sehr ergöbliches Abenteuer zu bestehen.

In das Vorzimmer, das wir vorerst zu passieren hatten, hatte sich ein gewaltiges schwarzes Borstentier eingeschlichen, um sich an den dort aufgespeicherten Feldfrüchten zu erlaben. Als wir arglos in die Türöffnung traten, sah es sich plötzlich in die Enge getrieben und machte nun laut grunzend und bellend einen verzweifelten Sturmangriff gegen uns, offenbar mit der Absicht, dadurch den gesperrten Ausgang frei zu bekommen, um sich vor den vermeintlichen Angreifern ins Freie zu retten. Das gelang ihm denn auch ohne weiteres, da wir einen beschleunigten Rückzug einem unrühmlichen Kampfe mit einem solchen Gegner vorzogen.

Nachdem wir uns von dem gelinden Schrecken, den uns diese sonderbare Überraschung verursachte, erholt hatten, traten wir in die rauchgeschwärzte, aber doch von Wohlstand zeugende

„cucina rusticana“ ein. (Bekanntlich dient in Italien — wenigstens in ländlichen Verhältnissen — der Raum, in dem das Kaminfeuer brennt, sowohl als Küche wie auch als Wohnzimmer.) Bachofner interessierte sich für alles, für die innere Einrichtung des Hauses, für die auf den Gesimsen aufgestellten Gerätschaften und Heiligenbilder wie für die am Kaminfeuer sitzende alte Bäuerin, die emsig mit dem Zurüsten von Kastanien für die Abendmahlzeit beschäftigt war. Alles wirkte auf ihn im höchsten Grade anregend und stimmte ihn zu heiterer Gesprächigkeit und Fröhlichkeit. Aber seine Begeisterung erreichte den Höhepunkt, als ich ihn auf den aus schwankenden Brettern gebildeten Balkon führte, um ihn die Aussicht genießen zu lassen.

Im Vordergrund dehnte sich ein welliges Gelände mit üppigen Kulturen, malerischen Bauernhäusern, herrlichen Baumgruppen und idyllischen Waldparzellen aus. Darüber hinweg erglänzte in mannigfaltiger Beleuchtung der tiefblaue Spiegel des Lago Maggiore, und den Hintergrund bildeten die mit fein nüanciertem Dufte abgetönten lombardischen und piemontesischen Ausläufer der italienischen Boralpen, über die das majestätische Massiv des Monte Rosa rötlich herübergrüßte: wahrlich, ein Bild wie zum Malen! Bachofner war so entzückt von der herrlichen Landschaft, die sich im Glanze der untergehenden Herbstsonne vor ihm ausbreitete, daß er nicht genug Worte fand, um seinen Wonnegefühlen passenden Ausdruck zu geben, und er empfand es in diesem Augenblick sehr unangenehm, daß er des Italienischen nicht mächtig war, um den Leuten zu sagen, wie sie sich glücklich schätzen sollten, auf einem so wunderbar schönen Fleck Erde wohnen zu dürfen. Ich mußte dann zu diesem Zwecke als Dolmetscher dienen. Aber Bachofner wollte doch auch direkt mit den lieben Leuten verkehren, und nachdem ich ihm mit einigen italienischen Brocken hatte aushelfen müssen, rief er einmal über das andere pathetisch aus: „O bello qui!

O bello qui!" Nur der Enge des zur Verfügung stehenden Raumes und dem Umstande, daß sich Bachofner in dieser gehobenen Stimmung der Sprache des Landes bedienen wollte, war es wohl zuzuschreiben, daß er nicht noch hinzufügte: „Hier möchte ich eine Polka tanzen!" Das war nämlich sein Wort, wenn es ihm an einem Orte außerordentlich gut gefiel.

Dieser Spaziergang nach Dumenza blieb Bachofner in steter freundlicher Erinnerung, und er kam immer wieder darauf zu sprechen. So schrieb er mir ein Jahr später, nachdem er einen Plan, seinen damals an einer deutschen Schule in Unteritalien wirkenden Sohn Rudolf zu besuchen, hatte aufgeben müssen, folgendes: „Ach, aus meiner Reise nach Italien wird nichts. Letzten Frühling fehlte es an Zeit und Geld, und nun wird im Herbst Rudolf seine Stelle verlassen und in die Heimat zurückkehren. Dann fällt eine Veranlassung zur Reise hinweg, und das Geld wird sich auch nie finden. So muß ich wohl darauf verzichten, in meinen alten Tagen noch das Land der Sonne zu sehen. Desto dankbarer bin ich für die wunderschönen Tage, die ich bei euch erleben durfte. Je weiter sie zurück in die Vergangenheit rücken, je mehr verklären sie sich. Besonders jener Spaziergang in das herrliche Tal von Dumenza zum alten Kastanienmann leuchtet wie ein freundlicher Stern aus meiner Erinnerung hervor. Ja, das waren schöne Tage! Ich danke euch immer, daß ihr sie mir bereitet habt.“

Ich bin in meinem ganzen Leben noch keinem Menschen begegnet, bei dem ich eine reinere und edlere Freude an der Natur beobachtet hätte, als bei Bachofner. Und doch hat er diese Natur nie vergöttert; aber sie zeugte ihm von Gottes Allmacht und Weisheit und von seiner Vatergüte. „Gott muß die Menschen unendlich lieb haben, daß er die Erde für sie so schön gemacht hat“, das war der Grundtext, über den die Natur zu ihm redete. Darum war die Betrachtung derselben für ihn

ein Genuß von bleibendem Gewinn, sowohl für sein geistiges, als auch für sein religiöses Leben. Mit der Zeit verklärte sich denn auch seine Liebe zur Natur je länger je mehr und wurde zur Anbetung Gottes. So verstehen wir es, was er im Jahre 1876 an seine Gattin schrieb: „Es ist ein glänzender Morgen voll Sonnenschein und Frühlingspracht; aber es ist nicht mehr die Kraft und Freude des natürlichen Lebens, was mich durchströmt, es ist mehr die Kraft des ewigen Lebens, die ich in lobender und betender Seele fühle.“ Oder am 20. Juli 1882 von Celerina aus ebenfalls an seine Gattin: „Welche Freude ist es mir, daß du kommen kannst und dich so sehr auf das Engadin freust! Gott möge uns gnädig sein! Wir wollen die schönen Tage, die Er uns gibt, mit freudigem Dank annehmen. Wenn unser Herz voll vom Lobe Gottes ist, so ist die Welt wunderschön.“

* *

Nachdem wir nun die beiden Züge, die mit Bachofners Leben auf dem Lande aufs engste zusammenhängen, die Liebe zum Landvolk einerseits und die Freude an der Natur andererseits, bis in sein späteres Leben verfolgt haben, kehren wir in Gedanken nochmals nach Zehraltorf zurück.

Verhältnismäßig früh trat der Ernst des Lebens an den Knaben Bachofner heran. Nachdem er die Alltagschule durchlaufen und sich dabei den Ruhm erworben hatte, immer der beste Schüler seiner Klasse gewesen zu sein, wies ihm sein Vater neben sich auf dem Schuhmacherstuhl seinen Platz an, damit er hier das Brot verdienen helfe. Aber er mußte bald einsehen, daß sein Sohn nicht zum Schusterhandwerk tauge, da er doch nur immer die Bücher im Kopfe habe. Auf Anraten des Dorfpfarrers Breitingen kam Heinrich in die Sekundarschule, wo er eine große Freude am Lernen bekundete. „Er lernte eifrig und

hätte gerne immer noch mehr gelernt.“ Aber neben der Schule mußte er auch daheim tüchtig mithelfen in Haus und Feld, so daß er oft kaum die nötige Zeit erstehlen konnte, um seine Schulaufgaben zu machen. Auch in der Kunst der Erziehung konnte sich der künftige Pädagoge frühzeitig üben. Als Erstgeborener hatte er seine kleineren Brüder zu hüten. Besonders einer derselben stellte seine Geduld auf eine harte Probe. Er soll ein entsetzlicher Schreier gewesen sein. Das fortwährende Geschrei brachte den lernbegierigen Sekundarschüler oft fast zur Verzweiflung, wenn er etwa eine schwierige Rechnungsaufgabe zu lösen oder eine Schiller'sche Ballade auswendig zu lernen hatte. Bachofner erzählt, er habe oft in heller Verzweiflung die Wiege mit den Füßen so stark hin und her geschaukelt, daß der Schreihals bei einer allfälligen spätern Meerfahrt die Seefrankheit gewiß nicht mehr bekommen hätte. Das waren Bachofners erste Leistungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung.

Nach Absolvierung der Sekundarschule kam Bachofner ins Seminar nach Rüsnacht, und damit war er glücklich der Schuhmacherbank entronnen. Für welchen Beruf er sich eigentlich entschließen wolle, war ihm auch beim Eintritt ins Seminar noch nicht recht klar. Nur das stand bei ihm fest, daß er etwas Rechtes werden wolle. Zu dem damaligen Seminardirektor Bruch stand Bachofner im freundlichsten Verhältnis, und doch wußte er später von seiner Seminarzeit nicht viel Rühmliches zu erzählen. Die strenge Zucht tat dem an die Freiheit gewöhnten Knaben außerordentlich weh, und sein ganzes Wesen empörte sich gegen die engen Fesseln.

Nach dreijährigem Seminarkurs erwarb sich Bachofner das Reisezeugnis eines Sekundarlehrers, was damals noch in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit möglich war. Um sich in der französischen Sprache weiter auszubilden, wanderte er bald darauf mit 200 Gulden, die sein Vater entlehnt hatte, nach

Lausanne. Er trug eine bäuerliche Kleidung von grobem Halbtuch und ein Felleisen, so daß ihn jedermann für einen Handwerksburschen ansah, was zu ungemein ergötzlichen Gesprächen führte.

In Lausanne scheint Bachofner verschiedenartige Wandlungen durchgemacht zu haben. „Bald geriet ich“, so erzählt er, „in die Hände verdorbener Gesellen, die mich mit bösen Dingen bekannt machten, so daß ich an den Rand eines Abgrundes kam, vor dem mir noch heute schaudert. Nach einem halben Jahr erhielt ich die Lehrstelle an der deutschen Mädchenschule in Lausanne. Mein Geld war aufgebraucht, und meine Besoldung betrug monatlich 37 $\frac{1}{2}$ Franken. Ich mietete ein Zimmer im deutschen Pfarrhause und suchte mich nun aufs billigste zu ernähren. Ich kaufte Schwarzbrot und trank Wasser dazu. Wenn Essenszeit war, so ging ich spazieren, damit niemand merkte, daß ich kein Kostort habe. Die Schule, in der ich meinen Anfang machte, war äußerst interessant und lehrreich. Da waren Kinder aller Stände, vom Bettelkind bis zu den Töchtern des Barons, fünfjährige, allerliebste Lockenköpfe und junge Damen, die fast so alt waren als der Lehrer, Deutsche aus aller Herren Länder und daneben Französinnen, die kein Wort Deutsch verstunden. Alle zusammen waren mir in fast ungesunder Liebe zugetan, und diese Anhänglichkeit allein machte es mir möglich, mit einigem Erfolg zu arbeiten.“

Auch in religiöser Beziehung war Bachofner in Lausanne ein Werdender. Zweierlei hatte er nach seinem eigenen Urteil vom Elternhause aus bewahrt, nämlich ein zartes Gewissen, das ihn um jeden Fehlers willen strafte, und das unauslöschliche Gefühl, daß er nur durch Jesus glücklich werden könne, obschon er eigentlich nichts von ihm wußte, noch von ihm wissen wollte. Immerhin befundete er schon in Lausanne ein sehr lebhaftes religiöses Interesse, das ihm keine Ruhe ließ; aber er mußte

noch verschiedene Entwicklungsstadien durchmachen, bis er schließlich zu der Quelle aller Kraft und zu der Erkenntnis durchdrang, die uns entgegenleuchtet aus seinem spätern Wahlspruch: „Einer ist euer Meister, Christus.“

„In Lausanne“, erzählt er weiter, „wollte ich ein neues Leben anfangen und ein ganz neuer Mensch werden. Ich wollte die Verbindung mit der Vergangenheit abbrechen, und ich machte mir eine eigene Religion. So erfand ich ohne Anregung von außen den Pantheismus, den ich mir praktisch zurechtlegte. Meine Seele kam mir vor wie ein Ausfluß Gottes, wie ein Strahl vom ewigen Lichte, das Gott ist, und meine Fehler wie die Dornen am Rosenstrauch; sie gehörten eben zu meiner Art.“

Aber auf diesem Wege fand Bachofner keinen Frieden. Sein Inneres wurde im Gegenteil immer leerer und trostloser, und es war hohe Zeit, daß er durch den Wechsel seiner äußern Stellung in andere geistige Lebensverhältnisse versetzt wurde.

Nach einjähriger Wirksamkeit in Lausanne kam Bachofner im Herbst 1848 als Lehrer an das Waisenhaus in Zürich. In die kurze Zeit seiner Tätigkeit an dieser Anstalt fällt eine Art Erweckung, von der er folgendes erzählt: „Einmal war ich in einem fürchterlichen Zustande der Traurigkeit und der Zerknirschung, ohne daß ich jemand sagen konnte, warum. Ich machte einen Spaziergang und betete darauf im Stillen vor mich hin zu dem unbekannten Gott. Als ich heimkam, fiel mir zufällig eine Auslegung der Gleichnisse Jesu in die Hände. Ich fing an, gedankenlos hineinzublicken, dann zu lesen, und da war es, wie wenn Schuppen von meinen Augen fielen. Ich verstand, was ich las, und bekam ein lebhaftes Interesse an dem Worte Gottes, ja ich erfaßte es mit einer Festigkeit und Kraft, die ich seither nicht mehr gefunden habe. Aber ich unterließ die ernstliche Arbeit und kam in eine fromme Gefühlsduferei hinein,

in der ich tolle Sachen machte und nahe daran war, in eine ungesunde Schwärmerei zu verfallen.“

Als nach Verlauf von zwei Jahren die Stelle am Waisenhaus unhaltbar geworden, standen Bachofner nicht weniger als drei Wege offen. Durch religiöse Schriften geistig angeregt, hatte er nämlich für sich den Entschluß gefaßt, Evangelist zu werden, und ein reicher Herr hatte sich anerbotten, ihm die nötigen Mittel zu geben, um diesen Plan auszuführen. Da erhielt er einen Antrag für eine Lehrstelle in Edinburg, und um den Konflikt noch zu steigern, bot sich ihm gleichzeitig Gelegenheit, an der Sekundarschule seiner Heimatgemeinde eine provisorische Stelle zu erhalten. Was sollte er tun? „Wenn mein Blick nicht getrübt gewesen wäre“, sagt er darüber, „so hätte ich sofort erkannt, daß die Pflicht mich in die Heimat rufe, wo ich nach dem Tode des Vaters nötig war; denn meine Brüder waren noch minderjährig. Allein ich wäre für mein Leben gern nach Edinburg gegangen; es zog mich an allen Fingern in die weite Welt hinaus. An den Evangelistenberuf fühlte ich mich innerlich gebunden. Nur nicht in die Heimat, dachte ich. Da ging ich auf den Zürichberg hinauf und kniete im Walde nieder — ich weiß das Plätzchen noch — und betete heftig. Als ich aufstand, sagte mir eine Stimme: „Du mußt heim!““ Und er ging nach Fehraltorf und entfaltete dort während 12 Jahren als Sekundarlehrer eine Tätigkeit, die als eine geradezu musterhafte bezeichnet werden kann.

„Meine Gemeindebürger“, berichtet Bachofner, „nahmen mich mit großem Mißtrauen auf, weil sie längst gehört hatten, daß ich ein fataler Pietist sei. Sie hatten Recht, und ich fühlte es selber. Darum strengte ich alle meine Kräfte an, meiner Schule einen guten Ruf zu verschaffen. Ich schrieb ganze Haufen Präparationen, dachte, wo ich ging und stand, darüber nach, wie ich dieses und jenes besser machen könnte, und nahm mich der

schwachen Schüler mit großer Treue an. Als ich das Schulhalten los hatte, suchte ich die Arbeit zu vertiefen und studierte die pädagogischen Schriften aus der Schule Herbart's. Daneben verwendete ich täglich 2 bis 3 Stunden zur Korrektur der schriftlichen Arbeiten und stand so im Geschirr von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Dadurch wurde meine Stellung völlig unangreifbar, und die Schüler hingen mit großer Liebe an mir. Neben diesen Schularbeiten trieb ich Landwirtschaft, weil meine Familie sich nicht selber helfen konnte. Endlich lernte ich bei Herrn Pfarrer Breitinger Latein. Wir lasen die Annalen des Tacitus, dann die Institutionen Calvins, und jene Abende in der stillen Studierstube des freundlichen Herrn, der mir ein wahrer Vater gewesen war, bleiben mir zeitlebens unvergeßlich. Durch die angestrengte Arbeit und durch den Einfluß des väterlichen Freundes wurde ich auch geistig gesund, nüchtern und fröhlich. Mein Auge öffnete sich für die Herrlichkeit der Natur und der Wissenschaft, die ich fast vernachlässigt hätte."

Neben der großen Arbeit in der Schule, der tatkräftigen Hülfe im väterlichen Hause und den Privatstunden nahm er noch einen Kurs im Zeichnen in Zürich und zwar jeden Samstag nachmittag von 3 bis 5 Uhr. Den weiten Weg von drei bis vier Stunden machte er hin und her zu Fuß, und wenn er noch Geschäfte in der Stadt zu verrichten hatte, kam er erst gegen Mitternacht nach Hause zurück. Einmal setzte er sich unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, auf den Rand eines Brunnens und schlief fest ein; sein Kopf sank immer tiefer herab, bis er plötzlich erwachte, weil ihm der kalte Strahl aus der Röhre über das Gesicht strömte. Er sprang auf und eilte vorwärts; als er aus dem Walde trat, grüßte ihn schon die Morgendämmerung.

So arbeiten für die Jugend kann nur, wer die Kinder von ganzem Herzen lieb hat, und das war bei Bachofner der Fall.

Es war ihm Gewissenssache, ihnen nur das Beste zu bieten und sein Möglichstes zu tun, um sie zu braven, brauchbaren Menschen zu machen. „Kinder sind eine Gabe Gottes, in denen uns der Heiland nahe tritt; darum ist es erste Pflicht des christlichen Erziehers, den Schülern wahre, selbstlose Liebe entgegenzubringen.“ Das war seine Grundanschauung, die sein Verhalten gegen die Schüler bestimmte. Er liebte sie nicht bloß aus Neigung, sondern aus Pflicht. „Es gibt eine Pflichtliebe,“ schrieb er 1886 einem jungen Lehrer, auf der ein großer Segen liegt. Zunächst lehrt sie uns, die Menschen verstehen, und wenn man sie versteht, so ist die Liebe aus Neigung nicht ferne. Wen ich verstehe, dem kann ich auch vergeben, und pardonner c'est aimer. Das sind Zusammenhänge, die besonders für den Lehrer wichtig sind. Nur kommt er mit dem natürlichen Streben nicht aus. Er bedarf einer Hülfe von oben, nämlich der Liebe Jesu, die sich in die Herzen der Kinder Gottes ergießt. Wo die ist, da stellt sich auch eine Liebe zu den Unliebenswürdigen und Bösen ein, die dann allerdings eine ganz eigenartige Färbung annimmt.“ Und einen andern seiner Schüler ermahnte Bachofner: „Sei barmherzig! Zeige durch Wort, Blick und Miene, daß mit der strengsten Zucht doch auch Liebe verbunden sein kann. — O, das herzliche Erbarmen ist ein vortreffliches Erziehungsmittel. Pünktlicher Gehorsam, strenge Ordnung, sorgfältiges Achten auf's Aeußerliche, das ist die eine Seite der Pädagogik; die andere ist Milde, Freundlichkeit, Erbarmen, Gnade.“ Solche gesunde Zucht hat Bachofner an seinen Schülern geübt. Die Liebe, mit der Christus geliebt hat, das war die eigentliche Quelle seiner ganzen Erziehungskunst, die Triebfeder seiner Berufsarbeit, und solche Liebe kann nicht umsonst angewendet sein. Bachofner ist seinen Schülern in guter Erinnerung geblieben. „Er war ganz anders als alle andern Leute“, sagten sie von ihm. „Seine Person, sein Ge-

winn, seine Ehre traten bei ihm völlig in den Hintergrund; er gab sich ganz für die andern hin, und seine Schüler lernten tüchtig bei ihm.“

Einer derselben, der unlängst verstorbene Herr Dr. J. Stiefel, Professor der deutschen Literatur an der Universität Zürich, schrieb mir auf eine diesbezügliche Anfrage hin: „Von dem Unterricht des einstigen Sekundarlehrers Herrn Bachofner in Fehraltorf, den ich von 1859 bis im Frühjahr 1862 genoß, erinnere ich mich mit Klarheit nur noch des Unterrichtes in der deutschen Sprache, der anregend, ja geradezu entscheidend für meinen spätern Lebensberuf wurde. Dieser Unterricht war ganz eigentlich mustergültig, sowohl in der Grammatikbehandlung, als auch in der Aufsatzlehre, im Literaturunterricht und der Gedichtebehandlung. In letzterer wirkte oft geradezu hinreißend fein feines poetisches Nachempfinden, sein Vorlesetalent, seine Erzählergabe und seine Fähigkeit, in die intimsten Einzelheiten einzuführen, ohne im geringsten in Zerpfückung sich zu verlieren. Heute noch leben mir in freudiger Erinnerung die Stunden, in welchen er die Behandlung der einfachen Gedichte von Claudius: „Der Mond ist aufgegangen“, „Ich sehe oft um Mitternacht“, einer Reihe Szenen aus Lessings Nathan zu poetischen Weihestunden zu gestalten mußte. Ebenso meisterhaft war seine psychologische Behandlung von kurzen Dichterbiographien wie von Klopstock, Wieland, Bürger

Als ein Zeugnis von Bachofners nachhaltiger mächtiger Wirkung darf ich vielleicht noch erwähnen, daß ich später im Gymnasium Zürich den braven, soliden, aber etwas trocken-bröcklerischen Deutschlehrer durch eine Wiedergabe von Bachofners Erklärung von Goethes Erlkönig förmlich entzückte — oder gar verblüffte.

Treffend schildert Bachofner indirekt seine Wirksamkeit als Sekundarlehrer in Fehraltorf auch in einem der später von ihm

herausgegebenen Seminarblätter und zwar in einem Aufsatz, der den Titel trägt: „Ein Stück Lehrerleben“. Ich verzichte darauf, diesen Aufsatz, der zugleich als eine Stilprobe für Bachofners treffliche Schreibweise gelten könnte, hier wiederzugeben, da sie im Lebensbild¹⁾ in extenso abgedruckt ist. Man könnte ihm nach meinem Dafürhalten auch die Ueberschrift geben: „Das Ideal eines jungen, christlichen Lehrers.“ Ja, ein Ideal-Lehrerleben hat Bachofner uns, die wir das Glück hatten, seine Schüler zu sein, vorgelebt und es mit der That bewiesen, was Herrliches es sei um die Arbeit eines christlichen Lehrers, wenn er treu ist in seinem Berufe, den er als einen ihm von Gott anvertrauten auffaßt.

Als ihn seine Angehörigen nicht mehr nötig hatten, verhehelichte sich Bachofner in seinem 32. Lebensjahre mit Luise Stiefel von Pfäffikon. Sie war des außergewöhnlichen Mannes würdig und hatte mit ihm den edlen Opfer Sinn gemein, der im Stande ist, alles dran zu geben, wo es gilt, andere zu erfreuen und ihnen Gutes zu erweisen. Sie besaß auch eine ganz außergewöhnliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen und sie an sich zu ziehen; denn auch ihr ganzes Denken und Handeln floß aus dem reinen Born echter christlicher Liebe, die ihr Herz erfüllte. So wurde ihr Wirken zum Segen, nicht nur für ihren Gatten, sondern auch für viele andere, die heute noch mit Liebe und Verehrung ihrer gedenken.

Nach zwölfjähriger, reich gesegneter Tätigkeit in Fehraltorf wurde Bachofner 1862 an die Sekundarschule nach Zürich gewählt. „Der Tausch war kein glücklicher,“ sagte er selber; „denn eine Landsekundarschule ist das Ideal einer Lehrstelle.“ Man sollte meinen, man hätte sich in Zürich zu dieser vorteilhaften Akquisition gratuliert. Dies scheint aber wenigstens anfänglich nicht

¹⁾ Heinrich Bachofner, Lebensbild und Briefe, pag. 14—17.

der Fall gewesen zu sein. Bachofner schrieb darüber 16 Jahre später an einen ehemaligen Schüler: „Du sagst, Du seiest zu jung, man habe keinen Respekt vor Dir, die Leute begegnen Dir mißtrauisch. — Weißt Du, wie ich einst an der Stadtschule in Zürich empfangen wurde? Eine Woche lang war das Tagblatt voll von Artikeln über meine Unfähigkeit, meine Borniertheit, mein Muckertum.“ Man hat damals offenbar in Zürich Bachofner durch ganz schwarze Brillen angeschaut; sonst hätte ja unmöglich sein Bild so düster ausfallen können.

Doch Bachofner lag es ferne, sich zu rächen für Angriffe, die seine Person betrafen; „denn“, sagt seine Biographie, „bei ihm trat sein ganzes Leben hindurch die Rücksicht auf alle eigene Annehmlichkeit so völlig in den Hintergrund vor der Wichtigkeit seines Berufes und seiner jeweiligen Aufgabe, daß gar nicht einmal davon geredet wurde.“

Auch in Zürich fand Bachofner bald ein voll gerütteltes Maß von Arbeit, indem er neben der Schule eine Privatpension unterhielt, in welcher er eine Anzahl junger, teilweise schwieriger Leute zu unterrichten hatte. „Aber Arbeit und Mühe und manch äußerer und innerer Kampf machten ihn nicht etwa vor der Zeit alt und müde. Es ist im Gegenteil auffallend, wie lange er jung blieb, und wie diese Jugendlichkeit sich auch seinem Aeußern ausdrückte.“ Er hat ein schönes Stück dieser Jugendlichkeit mit herübergenommen auch in sein späteres Leben.

* *

Im Winter 1868 trat die Frage an Bachofner heran, ob er die Leitung des neu zu gründenden evang. Lehrerseminars in Zürich übernehmen wolle. Die Entstehungsgeschichte des Seminars Untersträß hängt so eng mit Bachofners eigener Geschichte zusammen, daß ich etwas länger dabei verweilen muß.

Nachdem in den vielbewegten dreißiger Jahren die liberale Partei im Kanton Zürich sich der Volksschule als des geeignetsten Mittels zu bedienen anschickte, um die aufklärerischen, antikirchlichen Ideen ins Volk hineinzutragen, und man Seminar-direktor Thomas Scherr als den Moses begrüßte, der die Lehrer aus der ägyptischen Knechtschaft der Kirche führen sollte, als der Rangstreit zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Lehrstand immer heftiger wurde, und der Haß gegen die Kirche immer schärfer zu Tage trat, da mußte die christliche Gemeinde im Interesse ihrer Selbsterhaltung auf Mittel und Wege bedacht sein, um dem kirchenfeindlichen Geiste, der dem höhern und niedern Schulwesen eingeflößt wurde, zu begegnen.

Nachdem im Kantonsrat zum ersten Mal auf die Notwendigkeit hingewiesen worden war, dem staatlichen Lehrseminar in Rüschlikon eine freie Lehrerbildungsanstalt entgegenzusetzen, traten im Jahr 1839 in Zürich fromme Männer zusammen und gründeten einen Verein „zur Erhaltung des evangelisch-reformierten Christenglaubens in den Volksschulen“, der noch heute unter dem Namen des christlichen Vereins besteht. Aber die nun folgenden politisch bewegten vierziger Jahre waren nicht geeignet, die Bestrebungen dieser Männer bald Früchte zeitigen zu lassen. Erst seit dem Jahr 1867, nachdem die Anstalten in Veuggen, in Schiers und in Bern bereits ins Leben getreten waren, nahm der Gedanke an die Gründung eines freien evangelischen Seminars in Zürich bestimmtere Formen an. Jetzt aber wurde die Seminarfrage stehender Verhandlungsgegenstand der Sitzungen des christlichen Vereins.

Die Seele dieses christlichen Vereins war der damalige Präsident Fürsprech Heinrich Spöndlin, und neben ihm saß im Verein auch der schlichte Sekundarlehrer Heinrich Bachofner. „Herr Spöndlin,“ sagt Pfarrer Pestalozzi in der Festschrift zur Feier des 25 jährigen Bestandes des evangelischen Seminars in

Unterstraf, „war eine kräftig angelegte, temperamentvolle, regierungsfähige Natur. Es war merkwürdig, wie gerade er und der schlichte Sekundarlehrer vom Lande sich fanden und in gegenseitiger Liebe und Hochschätzung trotz allen Schwierigkeiten verschiedener Naturbeschaffenheit verbunden blieben bis zuletzt. Spöndlin war schon in seinem Aeußern ein imponierender Mann, der vermöge seiner Begabung einer konservativen Regierung als Oberhaupt wohl angestanden wäre, sarkastisch, schneidend, scharf, durchgreifend, wenig Rücksichten kennend, wo er einer Sache gewiß war, gegen Halbheiten unerbittlich. Und hier unser schlichter, einfacher Dorfschulmeister, aus bescheidenen Verhältnissen stammend, zu allem eher als zum Parteimann gemacht, eher harmlos, ganz von der Schule und ihrem Interesse erfüllt. Jener voll durchdringenden Verstandes, willenskräftig, stark in seinen Sympathien und Antipathien, dieser gemüthlich, ein Mann, der seine Welt nicht im Ratssaal hatte, sondern in der Dichtung, im evangelischen Viederschatz, in der heiligen Schrift und in der Kinderwelt. Aber sie fanden sich in der Liebe zum Evangelium und in der gemeinsamen Liebe zum Volke, viel weniger der höhern Schichten, als der Stillen im Lande, mit denen jeder in seiner Weise umzugehen verstand. Beiden tat das Herz weh, wie man mancherorts die ewigen Bedürfnisse der Menschen mit etwas Naturkunde völlig stillen will.“

Die nächstliegende Aufgabe für die tapfern Männer des christlichen Vereins war nun die, für das zu gründende evang. Seminar den rechten Mann zu finden, um dasselbe zu leiten. „Man sagte uns immer und immer wieder“, erzählt Bachofner: „Sorget, daß ihr den rechten Mann findet, so wird sich alles andere von selbst ergeben. Aber der Mann wollte sich nicht finden lassen; wo wir auch anklopften, erhielten wir Abschläge. Die Frage nach materieller Unterstützung wagten wir kaum zu stellen. Schüler wollen wir euch schicken, hieß es; aber die

Bächlein der Wohltätigkeit werden sich schwerlich auf ein Schullehrerseminar lenken lassen. Das waren keine tröstliche Aussichten.“

Auch der Erwerb einer passenden Liegenschaft machte große Schwierigkeiten, weil es eben an finanziellen Mitteln fehlte. So war Gefahr vorhanden, daß die ganze Seminarangelegenheit allzulange verschoben werde und schließlich im Sande verlaufe. „Dieser Gedanke bewegte mich schmerzlich“, sagt Bachofner. Ich hatte viel an der Sache gearbeitet; sie war ein Stück meines innern Lebens geworden, von dem ich nicht lassen konnte. So wurde ich endlich in den Stand gestellt, über alle Bedenken hinwegzusehen und zu erklären, daß ich bereit sei, in meiner Wohnung einen Anfang zu machen. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, daß ich meine sichere Stellung mit freudigem Mute aufgegeben hätte, oder leichten Sinnes in eine dunkle Zukunft hinausgetreten wäre. Ein wenig Idealismus war allerdings dabei; aber doch herrschte das Gefühl der Angst vor. Was damals um mich her und in mir vorging, flocht sich zu einem Schicksal zusammen, das ich in der Folge als göttliche Berufung betrachten mußte. Andere mögen es anders nennen; mir gab er die Kraft, beim stärksten Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Untüchtigkeit unentwegt auf meinem Posten auszuharren. Ich folgte wahrlich keiner Neigung; denn ich hatte das Anstaltsleben früher kennen gelernt und empfand eine starke Abneigung dagegen. Aber ich ließ mich führen; denn ich spürte die milde Hand, die mich leitete.“

Im Hause zum Kreuzhof in Hirslanden, wo Bachofner wohnte, wurden im Mai 1869 für einen ersten Seminarkurs sechs Schüler aufgenommen, so viele als Platz hatten. Da die Anstalt ihre Schüler befähigen sollte, in den verschiedenen Kantonen die Staatsprüfungen zu bestehen, und da die bezüglichen Forderungen im Kanton Zürich die höchsten sind, so mußte der

Lehrplan dieses Kantons zugrunde gelegt werden. Für die französische Sprache und die Kunstfächer wurden Fachmänner gewonnen, den übrigen Unterricht übernahm der Direktor.

„Das war nach den langen und weitläufigen Vorbereitungen doch ein geringer Anfang“, sagt Bachofner. „Indessen“, fährt er fort, „schmälerete er das Vertrauen der Freunde nicht. Die Herren Sarasin und Müller-Stähelin in Basel, Pfarrer Arnold in Heiden, jetzt Vorsteher der Predigerschule in Basel, Kantonsrat Keller und Oberlehrer Bollmar in Schaffhausen, Goldschmied in Winterthur, Zeller in Männedorf: diese alle standen treu zu uns. Auch Inspektor Zeller in Beuggen beantwortete unsere Begrüßungszuschrift mit einem überaus herzlichen Glückauf. In Zürich aber kümmerten sich außer den Mitgliedern des christlichen Vereins nur wenige Menschen um das neue Schullehrerseminar im Kreuzhof. Doch erregte meine Person da und dort Mitleid. „Du hast also angefangen“, sagte mir ein Freund; „nun ja, ihr habt 28,000 Franken; die reichen für zwei Jahre aus, und wenn sie dann aufgebraucht sind, so wird dir Herr Spöndlin wohl etwa ein Plätzlein in seinem Affekuranzbureau geben, damit du mit deiner Familie nicht verhungern mußt.“ So dachte man allgemein von der Zukunft der neugegründeten Anstalt. Man hielt uns eben nicht für die richtigen Leute, und mir sagte man es mit unglaublicher Offenheit, weil man sich vor mir nicht zu genieren brauchte. Um Herrn Spöndlins willen tat es mir weh; denn ich hatte ihn kennen und lieben gelernt.“

Aber es kam anders als der fürsorgliche Freund es vorausgesehen hatte; denn der liebe Gott rechnet bei seinen Unternehmungen, wenn ich so sagen darf, oft mit ganz andern Faktoren als der kurzsichtige Menschenverstand. Im Frühjahr 1870 wurde eine neue Klasse von 15 Schülern aufgenommen, und es konnte durch Ankauf der Liegenschaft zum weißen Kreuz in Untersträß ein passendes Lokal erworben und am 15. Mai 1870 auch ein-

geweiht werden. Einer der Zuhörer, der von der Feier einen guten Eindruck empfangen hatte, schickte am folgenden Tag dem Quästor 20,000 Franken, und etwas später kam von anderer Seite eine Gabe von annähernd 10,000 Franken. So konnte nicht nur die ganze Liegenschaft bezahlt, sondern es konnten auch die Kosten des Umbaus bestritten werden. Mit dem Schuljahr 1872/73 war der volle Bestand der Anstalt erreicht; vier Seminarclassen mit anfänglich 40 bis 50, später mit 60 bis 70 Schülern. Dazu kam eine Übungsschule, zuerst mit einem, später mit zwei Lehrern.

* *

Volle 28 Jahre lang hat Bachofner nicht nur mit seltener Treue die vielfachen Pflichten erfüllt, welche der komplizierte Schulapparat und der große Haushalt ihm auferlegten, sondern er hat auch in wahrhaft väterlicher Weise die ganze Anstalt und ihre Glieder mit all ihren Freuden und Leiden, ihren Vorzügen und Mängeln, ihren Licht- und Schattenseiten ohne Unterlaß auf betendem Herzen getragen; ja, er hat das Allerschwerste und zugleich das Allerhöchste geleistet, was Menschen für andere tun können: er ist für fremde Schuld eingestanden und hat hart für die Sünden anderer Menschen gebüßt, für die er verantwortlich zu sein glaubte, weil sie ihm anvertraut waren. Der Schreiber dieser Zeilen war selber ungewollt Zeuge solcher innerer Kämpfe, in denen die Wasser der Trübsal dem treuen Dulder bis an die Seele gingen. Angesichts dieser Seelenkämpfe ging mir erst das rechte Verständnis auf für die edle Gesinnung und die Seelengröße dieses Mannes, der die schwersten Lasten zu tragen vermochte durch die Kraft dessen, der in den Schwachen mächtig ist.

Bachofners Tätigkeit als Seminardirektor war eine sehr vielseitige. Vorerst war er Direktor oder Anstaltsvorsteher. Als

solcher hatte er z. B. die Hausandacht zu halten, zu der sich die Seminarfamilie: die Zöglinge, die Familienangehörigen des Direktors und die Dienstboten täglich zweimal versammelten, nämlich morgens 5¹/₄ Uhr und abends 9 Uhr. Frau Bachofner berichtet im Lebensbild darüber: „Früh morgens gleich nach 5 Uhr erschien er in dem großen Klassenzimmer neben seiner Stube, wo die Hausandachten gehalten wurden. Oft selbst noch müde und schlafbedürftig, stimmte er den Gesang an und trieb die noch matten Stimmen an. Keiner der Zöglinge dachte wohl dabei, wie schwer es dem alternden Manne oft fiel, zu dieser Zeit schon auf dem Posten zu stehen, besonders, wenn er eine schlechte Nacht gehabt hatte und ihn Kummer und Sorge drückte und der kommende Tag wie eine Last auf ihm lag. Aber wenn dann in die dunkle Winternacht hinaus der helle Gesang ertönte. „„Morgenglanz der Ewigkeit““ oder „„Wie schön leucht' uns der Morgenstern““, so schwanden seine Sorgen vor dem Lichte der Himmelsfreude, und immer kräftiger und getroster ertönte seine Stimme in den Worten: „„Von Gott kommt mir ein Freudenlicht, — Wenn mich dein heilig Angesicht — Mit Freundlichkeit anblicket.““

In der darauffolgenden Bibelbetrachtung gab er das Beste, was er hatte. Es stieg einem dabei nur etwa das wehtuende Gefühl auf, als sei die Zuhörerschaft noch zu jung und zu unempänglich, um die inhaltsreichen Worte recht aufzunehmen, so daß sie wie verschwendete Goldkörner an den Weg geworfen schienen. Diese letzte Bemerkung mag ja ihre gewisse Berechtigung haben; aber daneben fiel doch auch, das wissen wir Schüler aus Erfahrung, manches von Bachofner in der Hausandacht ausgestreute Samenkorn auf einen guten Boden und brachte früher oder später Frucht, dreißig-, sechzig- oder hundertfältig.

Nicht minder fruchtbringend waren Bachofners Religionsstunden, die er immer höchst interessant und anregend zu ge-

stalten wußte. Und doch war dabei alles so einfach und so natürlich. Bachofner schöpfte eben stets aus dem lebensfrischen Born einer sittlich gefestigten ganzen Persönlichkeit und einer im harten Kampfe des Lebens geläuterten reichen Erfahrung. Sein Unterricht war immer genußreich und reizte zu fernern Nachdenken über den betreffenden Gegenstand an. „In der Religionsstunde“, erzählt ein Schüler, „drangen wir genauer in das Gebäude ein, in dem wir Bausteine werden sollten. Wir fühlten uns heimisch und wohl in der neuen Gedanken sphäre, sie beleuchtete alle menschlichen Verhältnisse in buntem Wechsel. Bald traten das persönliche Innenleben, bald die mannigfaltigen Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft in ihr Licht. Reiche Bildungselemente lagen in dem, was wir täglich hörten; es nährte nicht nur momentan unsern Geist mit gehaltvollen Vorstellungen, sondern es bildete sich ein Fond für das spätere Leben. Es knüpften sich die Fäden mit einem höhern Reich, dessen Herrlichkeit wir ahnten. Dieses Wissen hingte sich nicht als toter Ballast in die Seele; was wir hörten, sprach ans Gewissen, es gewann verpflichtende Kraft und wuchs mit unserm innersten Leben zusammen. So bekam es Dauer und Bestand.“

Außer den Religionsstunden erteilte Bachofner hauptsächlich noch Unterricht in Pädagogik und in deutscher Sprache. Über seinen Deutschunterricht in der Sekundarschule Fehraltorf haben wir bereits das Urteil eines kompetenten Fachmannes vernommen. Seine Deutschstunden am Seminar waren in ihrer Art nicht weniger mustergültig. Darüber äußert sich in trefflicher Weise Pfarrer Paul Bachofner in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen literarischen Nachlasse seines Vaters, deren Lektüre ich dem Leser angelegentlich empfehlen möchte.¹⁾

¹⁾ Heinrich Bachofner, Seminardirektor, II. Teil. Aus seinem literarischen Nachlaß, mit Einleitung von Paul Bachofner: pag. 53—61.

Der beschränkte Raum dieses Aufsatzes erlaubt mir auch nicht, auf Bachofners Unterricht in der Pädagogik näher einzutreten. Wenn aber der Leser ohne weiteres vermutet, daß auch dieser Unterricht von erster Güte gewesen sei, so irrt er sich keineswegs; war ja doch Bachofner hier auf seinem ureigensten Gebiete, in seinem wahren Elemente; denn: „Jeder Zoll an ihm war ein Pädagoge, und zwar ein evangelischer Pädagoge.“

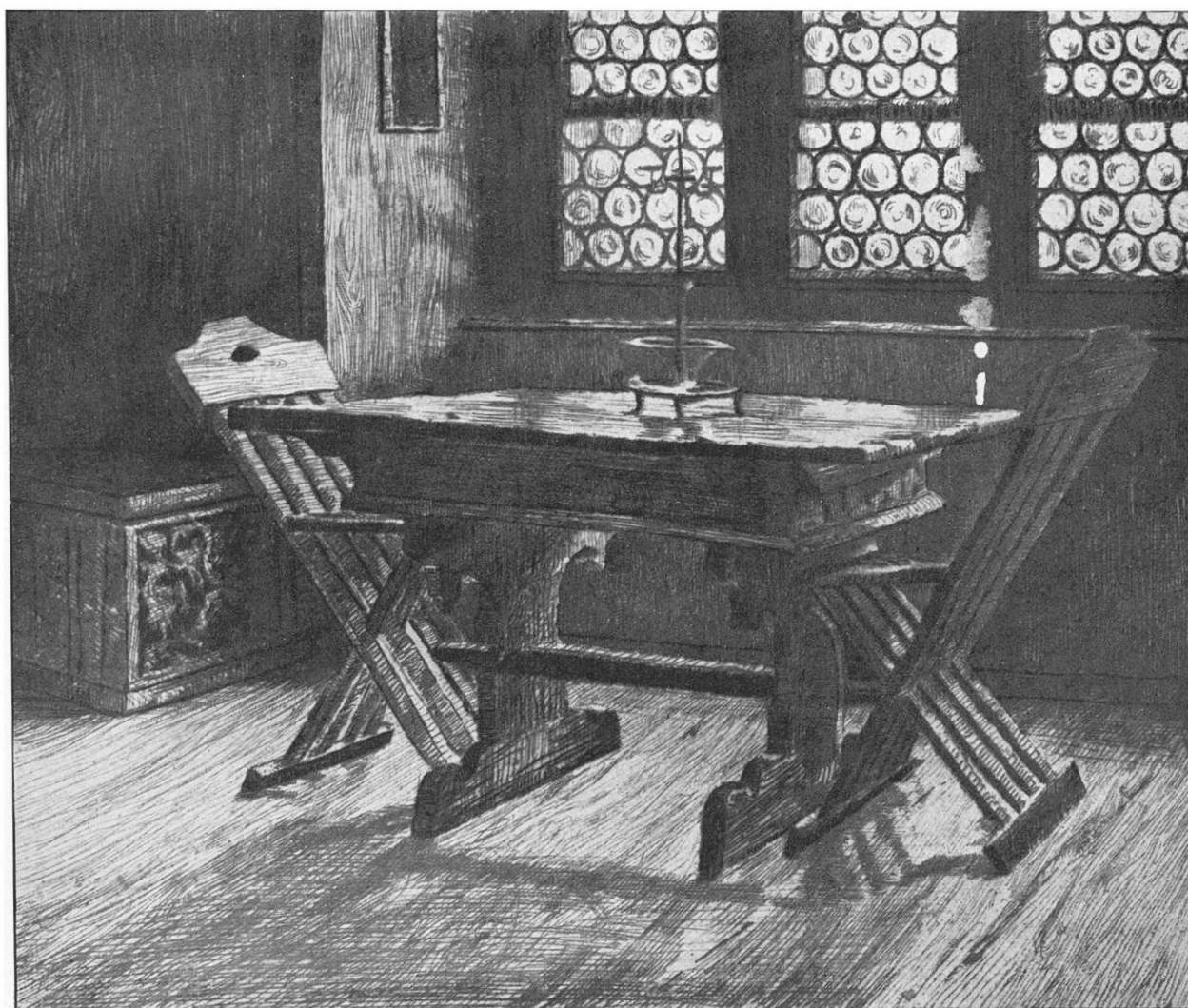
So hat Bachofner in allen Disziplinen, in denen er im Seminar Unterricht zu erteilen hatte, Vorzügliches geleistet, so daß seine Unterrichtsweise seinen Schülern als Muster dienen kann für ihre eigene Unterrichtsarbeit. Es war ihm eine ganz außergewöhnliche Lehrgabe, klares, geordnetes Denken und ein feiner psychologischer Scharfblick eigen. Sein Unterricht — er mochte behandeln, was er wollte — war immer anregend und interessant. Oft begegnete es ihm, daß er im Eifer des Gesprächs ganz unvermerkt vom eigentlichen Thema abschweifte und auf Dinge zu reden kam, die nicht im Rahmen des Unterrichtszieles lagen und über die wir Schüler am Staatsexamen nicht Rechenschaft zu geben hatten. Wenn er sich dann ob solchen Abschweifungen ertappte, und es ihm beim Stunden-schlag zum Bewußtsein kam, daß das für die betreffende Stunde in Aussicht genommene Pensum nicht bewältigt worden sei, dann war er mit sich selber sehr unzufrieden, und er sagte etwa: „Wenn ich wieder einmal ins Plaudern geraten sollte, so müßt ihr mich daran mahnen!“ Aber wir hüteten uns wohl, einmal von diesem Rechte Gebrauch zu machen; denn gerade in solchen Stunden vernahmen wir Dinge, die uns im höchsten Grade interessierten.

Bachofners reiche Erfahrung kam ihm auch sehr zu statten im Verkehr mit den Seminarzöglingen außerhalb des Unterrichtes. Dieser Verkehr war so natürlich als nur immer möglich. Es war Bachofner ein Anliegen, daß im Konvikt der Familien-

Charakter nicht ganz untergehe. Er schränkte die Freiheit der Zöglinge so wenig ein, als es nur irgendwie anging. Eine gedruckte Hausordnung oder irgend ein Verhaltensreglement gab es nicht. Dagegen war es ihm sehr daran gelegen, daß stets in jeder Klasse und im ganzen Hause ein guter Geist herrsche, der das Böse entweder gar nicht aufkommen lasse oder es doch energisch bekämpfe, wo es sich etwa bemerkbar mache. Von irgend einer Art Denunzierung haben wir im Seminar Unterstraß nie etwas bemerkt. Ungeberei kann nur aus einer lieblosen Gesinnung heraus resultieren, und Lieblosigkeit war Bachofner in jeglicher Form verhaßt.

Er hatte seine Schüler über alles lieb. Das kam den meisten schon in den ersten Tagen ihrer Seminarzeit zum Bewußtsein. An der Eröffnungsfeier, die in Unterstraß jeweilen am ersten Sonntag des Schuljahres im Beisein von Schülern, Lehrern, Eltern und einem weitem Kreis von Seminarfreunden stattfand, stellte Bachofner die neuen Zöglinge vor, „und dabei floß ihm meist das Herz über von Freundlichkeit und Wohlwollen, da war ihm jeder wieder der liebste“. Da merkte der Schüler gleich, daß er hier nicht nur als eine Nummer gelte, sondern als eine Persönlichkeit mit einer unsterblichen Seele, und daß da seiner individuellen Eigenart volles Verständnis entgegengebracht werde. Das erweckte in ihm Zutrauen, und wenn er später etwas auf dem Herzen hatte, was ihn bewegte oder drückte, dann wußte er, wohin er sich wenden müsse. Bachofners Zimmer stand den Zöglingen jederzeit offen, und von dieser Vergünstigung wurde denn auch in weitgehendem Maße Gebrauch gemacht. Wer in irgend einer schwierigen Angelegenheit sich an ihn wandte, der durfte einer freundlichen Aufnahme und eines guten Rates sicher sein.

Aber sein Einfluß auf seine Schüler erstreckte sich weit über das Seminar hinaus; ja, die Sorge für viele unter ihnen begann



Aus dem Fraumünsterzimmer im Landesmuseum.

Nach einer Radierung von Emy Fenner.

erst recht, wenn sie als junge Lehrer ins Leben hinaustraten. Den meisten sorgte er nach dem Austritt aus dem Seminar für passende Stellen. An ihn wandten sich aber die meisten auch noch später, wenn sie etwa ihr Berufsfeld wechseln wollten, oder wenn sie vor einer andern wichtigen Entscheidung standen, besonders aber auch dann, wenn sie Anstände hatten und sich ihnen allerlei Schwierigkeiten in den Weg stellten. Immer war Bachofner bereit, ihre Angelegenheiten zu den seinigen zu machen und nach bestem Vermögen zu raten und zu helfen. Dabei war es bewunderungswürdig, wie rasch er sich in die Verhältnisse hineindenken, mit scharfem Blick die Situation erfassen und das Richtige treffen konnte. Dabei kam ihm seine tiefgründige Welt- und Menschenkenntnis sehr zu statten. Aber in dem Maße, wie die Schülerzahl sich alljährlich um die neu austretenden Zöglinge vergrößerte, vermehrte sich für ihn die Arbeit. Seine Korrespondenz wuchs zusehends und erreichte schließlich in den letzten Jahren seines Lebens einen solchen Umfang, daß sie ihn fast erdrückte.

Bachofners Briefe, von denen eine Auswahl im „Lebensbild“ enthalten sind, repräsentieren eine wahre Fundgrube christlicher Lebensweisheit, und speziell seine Briefe an ausgetretene Schüler enthalten für den christlichen Lehrer eine Fülle köstlicher Perlen. Es würde mich zu weit führen, auf diese Korrespondenz näher einzutreten. Um dem verehrten Leser aber doch davon einen Begriff zu geben, wie Bachofner mit seinen ehemaligen Schülern verkehrt hat, erlaube ich mir, hier einige Bruchstücke aus denjenigen Briefen mitzuteilen, die von Bachofner an mich persönlich gerichtet waren. Ich besitze deren eine namhafte Zahl, und manches daraus dürfte allgemein interessieren. Infolge eines ungeschickten Umstandes sind keine davon in das „Lebensbild“ aufgenommen worden. Um so lieber benutze ich die Gelegenheit, hier von denselben Gebrauch zu machen. Der freundliche

Leser möge es aber gütig entschuldigen, wenn er hie und da etwas Persönliches, meine Person betreffendes, mit in den Kauf nehmen muß, was sich nicht ausmerzen ließ, ohne den Zusammenhang zu stören oder das Verständniß zu erschweren.

* *

Nachdem ich am 7. Januar 1884 eine Hauslehrerstelle bei einer deutschen Fabrikantenfamilie in Luino am Langensee angetreten hatte, schrieb mir Bachofner am darauffolgenden 24. Januar:

„Ich danke dir herzlich für deinen Brief. Es nahm mich sehr wunder, wie es dir gehe. Nun geht es also gut. Du hast eine schöne Stelle. Gott Lob und Dank! Er helfe dir deinen Beruf erfüllen! Wandle vor ihm und sei fromm, und wenn die innere Not kommt, so wende dich an deinen Heiland, der dich unsäglich lieb hat und dich auf grüner Aue weiden und zu frischem Wasser führen wird. Darum lies täglich in der heiligen Schrift und wende das Gelesene auf dich an. Beuge auch deine Knie fleißig im Gebet. Ich möchte so gerne, daß du in Buße und Glauben wachsen mögest, damit du ein fröhlicher und gesunder Christenmensch würdest. Denn du bist mir immer lieb gewesen, und ich setze große Hoffnungen auf dich, — nicht, daß du ein berühmter Mann werdest, sondern nur ein rechter christlicher Lehrer, und zwar ein Volksschullehrer. Daß du dazu in der Umgebung, in der du jetzt bist, nicht verpfuscht werdest, ist mir ein großes Anliegen. Ein Volksschullehrer braucht kein Bauernkloß zu sein; darum verfeinere dich nur recht herzlich. Feine Bildung, gewandte Umgangsformen können gar wohl mit kindlichem Sinn vereinigt sein. Achte darauf, wie die Frauen sich benehmen. Von ihnen kann man lernen, was sich schickt. Daß sie immer an deiner rechten Seite gehen, öffne ihnen die Türe und laß sie vor dir eintreten; gib recht acht, daß du

ihnen kleine Dienste leistest. Nimm Rücksicht auf deine Umgebung und denke darüber nach, was andern Freude machen könnte. Verne die bessern Gesprächsformen: Ja Herr , ja Frau (nie ja und nein allein). Falle beim Gespräch niemandem ins Wort; aber gib rasche und freundliche Antwort. „Ich bitte um dieses oder jenes; darf ich fragen, Sie begleiten“ u. dgl. „Wollen Sie dieses oder jenes?“ „Ja, wenn ich bitten darf“; oder: „Nein, ich danke“; oder: „Lieber nicht.“ „Was ist gefällig?“ Wenn man widersprechen muß: „Nein; ich bitte um Entschuldigung“, oder etwas ähnliches. Gradauf sitzen und marschieren, anständige (noble) Haltung! — Das sind so einige Andeutungen, damit du durch den Umgang lernst. Manche bleiben Tölpel, wenn sie auch lange in der Fremde waren, weil sie nicht aufmerksam sind und ihnen niemand etwas sagt. Wenn du Besuche machst, so brich bald auf; schüchterne Leute können gewöhnlich nicht fortkommen, nicht Abschied nehmen. Entschließe dich rasch. Man hat lange Besuche nicht gern. — Ein Lehrer muß dreierlei sein: Ein Christ, ein Gelehrter und ein Gentleman, d. h. er muß etwas feines haben. Sorge für reine Hände und weiße Zähne. Halte die Kleider rein!

Wirfst du Lachen über mich oder dich ärgern? Ich meine es gut. Es sind Nebensachen, aber sie hindern dein inneres geistliches Leben nicht. Auf dieses achte am meisten. Daß du Gott gefallest, ist die Hauptsache, das Erste und Letzte. Das Zweite ist die Treue im Beruf. Präpariere dich aufs fleißigste. Treib viel Anschauungsunterricht und halte auf schöne Hefte.

Du bist jetzt in einer Schule eigener Art. Verne fleißig darin und sei nur recht fröhlich; es geht schon. Wenn du Anstände hast, so schreib mir!

Gott segne dich!

Dein H. Bachofner.“

In einem zweiten Briefe vom 2. Juni 1884:

„Nimm mir nicht übel, daß ich deinen Brief so lange nicht beantwortete Ich war in einer sehr schwierigen Lage und konnte nur die dringendsten Geschäfte erledigen. Du hast wohl von der Typhusepidemie in Zürich gehört und wie sehr das Seminar davon betroffen wurde. 17 waren schwer krank, 3 sind gestorben und zwei sind noch in Gefahr. Im Hause wurden nur zwei verpflegt: Graf und Huber. Ich machte eine Zeit des Gerichts und der Versuchung durch, wie noch nie. Am Ostersonntag wurde ich selber krank an der Überechte, die sich vor acht Tagen sehr heftig noch einmal einstellte. Jetzt habe ich mich wieder erholt. Heute vor acht Tagen haben wir den Unterricht wieder begonnen (es fehlen freilich noch acht), und gestern war ich mit der ganzen Schar auf dem Mtliberg. Was die böse Zeit weiter für Folgen haben werde, weiß ich noch nicht.

Dir geht es gut. Gott sei Lob und Dank! Es ist mir allemal eine Erquickung, wenn ich von einem Schüler Gutes höre; denn ich erkenne darin Gottes Gnade. Nicht wahr, du liest täglich und regelmäßig in der heiligen Schrift? Und nimmst das Gelesene recht zu Herzen? Und du beugst dich täglich vor Gott im Gebet? O mein Lieber, pflege doch vor allem dein inneres Leben! Was hülfte es dir, wenn du alle Herrlichkeit hättest und verlörest deinen Gott und Heiland! Du kannst jetzt um dich her die Katholiken beobachten. Sieh, wie sie eifrig und treu sind. Sie gehen regelmäßig zur Messe, zur Beichte, machen gewissenhaft ihre Zeremonien. So sollen wir es mit dem Worte Gottes machen. Jene bleiben die alten Menschen, weil alles in der Äußerlichkeit verläuft; wir aber haben ein Wort, das ins Gewissen dringt und schöpferische Kraft in sich trägt.“

Bachofner meinte es herzlich gut mit seinen Schülern; aber er war deswegen doch nicht der Meinung, daß sie immer auf

Rosen gebettet und von allen Schwierigkeiten verschont bleiben sollten; sondern er hatte vielmehr die Ansicht, daß es ohne Kampf keinen Sieg gebe, und daß ohne Überwindung von Schwierigkeiten keine Charakterbildung möglich sei. „Zeiten des ruhigen Gedeihens sind für die Kinder Gottes notwendig; denn sie machen fähig, die nachkommenden Anfechtungen zu ertragen und auszunutzen. Aber es verhält sich damit umgekehrt wie in der Natur. Die stillen, milden und sonnigen Tage sind da die Tage des Wachstums; der Christ aber wächst in den Notlagen.“

In diesem Sinne schrieb er mir am 27. Oktober 1884:

„Du hast doch eine schöne Stelle! Hoffentlich hat sich das Verhältniß nicht getrübt, seit du mir geschrieben. Schwere Stunden wird's auch geben; es wäre nicht gut, wenn alles so glatt ablief. Du wärest der Erste, der eine Reihe von glücklichen Tagen ohne Schaden ertragen könnte. Nur unter Schwierigkeiten wächst die Kraft. Indessen kann ein Mensch, der in der rechten Herzensstellung verharrt, durch allerlei Ereignisse, große und kleine, schwere und angenehme, zur Buße geleitet werden. Buße, d. h. Erkenntnis seiner Schwachheit und Sünde, ist die unerläßliche Bedingung des Wachstums im Guten. Das lehrt uns das Evangelium in Reden, Gleichnissen und Thatfachen. Geistlich arm, mühselig und beladen, blind und krank, gebunden und gefangen, — so heißen diejenigen, denen der Heiland nahe ist. Ich glaube, daß du in der Heilandsnähe bist, und wäre es auch nur, weil du das Gefühl hast, daß das geistliche Leben in dir einem erstorbenen Flämmlein gleicht. Laß Gottes Wort und das Gebet nicht; ich bitte dich um aller Liebe willen. Wenn du zeitweise davon abkommst, so ermanne dich wieder. Nicht wahr, du führst mit deiner Schwester einen eigenen Rauch? Da haltet ihr doch gemeinsame Hausandachten. Ich rate dir die zwei Büchlein an, die ich im Seminar brauche. Nach Jahr und

Tag werden sie dir so lieb sein, daß du nicht „drö“ (darohne) sein kannst. In solchen Formen wächst ein ordentlicher Mensch unvermerkt. Denn Gott ist treu, wunderbar treu; wer ihm nur einen Winkel in Haus und Herz einräumt, dem macht er einen Garten Edens daraus.

O, mein Lieber, ich möchte so gerne, daß du ein glücklicher und mit Früchten gesegneter Mensch werdest. Um Segen zu empfangen für sich und andere, braucht es heutzutage nicht viel. Wenn die Arbeiter so rar sind, avancieren auch die Mittelmäßigen schnell, und kaum je hat Gott so mit den Geringen gearbeitet. Ich verlasse mich auf dich, daß du ein rechter Mann wirst, den ich einmal an einen wichtigen Posten stellen kann. Mach nur keine Dummheiten! Sie machen zwar oft gescheit, aber sie sind durchaus nicht notwendig“ usw.

Am 1. Januar 1885:

„Es ist mir leid, daß ich nicht früher dazu kam, dir die Sachen zu schicken Wenn du wieder etwas zu besorgen hast, so will ich es nicht auf die lange Bank schieben. Ich habe zwar nicht nur viel Arbeit, sondern auch eine stets sich vermindernde Kraft. Junge Leute, wie du, die rüstig haufenweise ihre Geschäfte hinter sich schaffen, können dergleichen nicht recht begreifen.

Ich kann dir jetzt keinen langen Brief schreiben. Ich bin diese Weihnachtsferien gar nicht wohl, habe sogar eine ganze Woche im Bett zubringen müssen.

Gott gebe dir ein gutes neues Jahr. Er lasse dich wachsen an Erkenntnis Jesu Christi, der uns gemacht ist zur Gerechtigkeit und zur Weisheit. Außer ihm gibt es nun weder Tugend noch wahre Einsicht. Um ihn zu gewinnen, gibt es auch nur ein Mittel: das Wort. Geh diesen Weg. Er heißt der schmale und einsame; aber er ist selig.“

In einem weitem Briefe vom 8. September 1885 ermunterte er mich, doch ja keine Gelegenheit zur Weiterbildung zu verjäumen: „... Verne, wozu du Gelegenheit hast. Wer weiß, was es dir später nützt! Es ging mir in meinem Leben auch so, und ich bin nun im Falle, alles zu gebrauchen, wenn ich es auch nirgends weit gebracht habe. Ein Schulmeister muß alles können und dann noch etwas... Du bist in ein schönes, reiches Leben versetzt. Ich danke Gott dafür. Es hängt so viel vom Debüt eines jungen Lehrers ab.

Gott segne dich, mein Lieber! Vergiß mich nicht. Ich habe wenig Freude in meinem Berufe.

Dein treuer

H. Bachofner.“

Am 17. November 1885:

„... Am meisten freute mich in deinem Briefe die Nachricht, daß deine Gesundheit sich wieder bessert. Es war mir angst um dich. Du warst zwar immer ein rechtes Bild herrlicher Gesundheit; aber ich mußte in letzter Zeit so traurige Erfahrungen an Schülern machen, die ich gegen jede Krankheit für gesamt hielt, daß ich meinem Urteil nichts mehr zutraue. Unser Seminar hat in dieser Beziehung eigentliches Unglück. Es sind uns 12 im schönsten Alter gestorben, und eine ganze Reihe sind bereits Invaliden.... Das ist sehr traurig, und wenn du diese Zahl der Invaliden noch vermehrt hättest, so wäre mir das ein Schlag gewesen.

... Weißt du, daß G... Offizier der Heilsarmee wird? Gestern ist er nach London abgereist. Die Sache macht Aufsehen und mir großen Kummer. Ich fürchte das Schlimmste für den armen Mann. Gott wende es zum Besten!

Nach dem Neujahr wirst du den Jahresbericht erhalten. Er ist in der Druckerei. Wie will ich Gott danken, wenn die 3200 Exemplare verschickt sind! Nach Neujahr kommt dann ein großer Bericht über die freie Schule, den ich dir auch schicken will.

Nütze deine Zeit recht aus; aber arbeite mit Maß und Verstand! Stärke dich, wie Gideon, in Gott. So wirst du gesund bleiben.“

Am 7. November 1886:

„Empfange meinen herzlichsten Dank für deinen Brief und für das Geschenk deiner Photographie. Der Brief hat mir wohlgetan. Ich war diese Tage sehr gedrückt, weil ich an mehreren Schülern so gar traurige Erfahrungen machen muß. Du weißt nicht, wie giftig die Luft des öffentlichen Lebens hier im Kanton Zürich ist. Heute ist alles voll von Bazillen, Kebläufe, Pilze und anderer schädlicher Organismen. Diese sind aber nur die materielle Seite der geistigen Miasmen. Kein Stand leidet mehr darunter als die Lehrer; denn sie sind öffentliche Personen und schwimmen so recht mitten im Strom der Zeit, wo die trüben Wasser alle zusammenlaufen. Da leiden die meisten Schaden, und einige gehen ganz unter. Du begreifst leicht, wie schmerzlich dies ist. Fast beneide ich die Lehrer, welche die Schüler nur als Objekte ihrer Kunst betrachten und, wenn dieselben verbraucht sind, sie wegwerfen. Doch nein, ich beneide sie nicht, diese herzlosen und selbstsüchtigen Gesellen. Sie haben ihren Lohn dahin, d. h. das bißchen Geld, Genuß und Ehre ist ihr Lohn; die Zukunft bringt ihnen nichts. Unser Lohn ist im Himmel aufgehoben und kommt einmal zum Vorschein — nicht für uns; wir begehren ja nichts —; aber es kommt einmal zum Vorschein, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben.

Mit solcher Betrachtung tröste ich mich selber, indem ich dir schreibe. Du hast es noch nicht nötig. Dich führt der liebe Gott überaus freundlich. Ja, du hast Ursache, ihm zu danken. Er hat dich hinter den Wind gestellt, wo du in aller Stille gedeihen kannst wie eine Rose zu Saron und eine Lilie im Tale, vorausgesetzt, daß du in der göttlichen Ordnung bleibst.

Ich verstehe darunter den täglichen Gottesdienst zu regelmäßiger Zeit mit Bibellesen und Anbetung Gottes, das Halten des Sonntags und die Berufsarbeit. Mit der Treue in dieser regelmäßigen Ordnung wächst das innere Leben, ohne daß man es weiß, und wenn dann ein junger Lehrer wieder heimkommt und in die Welt tritt, so ist er ein Mann, festgewurzelt wie ein Baum an Wasserbächen.

Ich freue mich sehr, daß du an H. einen Freund gewonnen hast. Auch dafür mußt du Gott danken; dieses Glück wird nicht jedem zu teil. Das Alleinstehen ist die Gefahr derer, die in die Fremde kommen. Mein K. ist dieser Gefahr ausgesetzt. Aber Gott ist treu: er kennt meine Schüler alle und vernachlässigt keinen, wenn er sie auch wunderbarlich führt . . .“

Am 12. September 1887:

„Deine Einladung ist so freundlich, daß ich ihr unmöglich widerstehen konnte. Ich zog sie also in Erwägung mit dem festen Willen, ihr Folge zu leisten, wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden sein würde. Ob sich nun aber die Sache wirklich machen lassen werde, konnte ich nicht sobald voraussagen. Darum zögerte ich mit der Beantwortung deiner beiden Briefe. Nun weiß ich, daß keine Hindernisse mehr in den Weg treten werden, es wäre denn etwas ganz außerordentliches. Wenn also auf deiner Seite nicht ein Zufall oder ein Ereignis oder sonstige Umstände es wünschenswert erscheinen lassen, daß ihr anfangs Oktober ohne Gast seid, so werde ich euch besuchen. Nimm mir aber nicht übel, wenn ich einige Bedingungen mache. Ich muß arbeiten . . .“

Nicht wahr, du sagst mir ganz offen, wie es bei euch steht und was ihr zu meinem Vorschlag denkt. Ich bin dir von Herzen zugetan. Wenn ich zwei Wochen in der Stille bei euch zubringen kann, so freut es mich; wenn es nicht angeht, so seid ihr mir doch lieb, und wir werden uns wiedersehen.“

Am 7. Oktober 1887:

„So Gott will, komme ich am Sonntag, abends — so um 3 Uhr herum. Ich weiß die Zeit nicht mehr ganz genau. Vorbereitungen braucht ihr keine zu machen und auch später keine Umstände. Ich bin froh, daß ich zu euch kommen darf, und ich werde auch recht brav und artig sein.“

Am 1. Januar 1888:

„Empfanget meine herzlichen Segenswünsche zum neuen Jahr. Der Herr mache euch reich an himmlischen Gütern und gebe euch im fremden Lande Licht und Trost aus der ewigen Heimat.“

Beiliegende Kleinigkeit ist für Frau S. bestimmt. Sie soll nur ein Zeichen sein, daß ich nicht undankbar bin, für all das Gute und Freundliche, das sie mir hat zu teil werden lassen.“

Am 16. August 1888:

„Nachdem ich lange Zeit sehnlichst auf Nachrichten von dir gewartet, ist endlich eine kurze, aber inhaltsreiche Kunde von dem schönen Tälchen der Tresa angelangt. Nun wird's lebendig zwischen den grünen Bäumen und Gebüsch euers lieblichen Heims. Es ist eine Nachtigall gekommen, die auch im Winter ihre Stimme erschallen lassen wird. Gott sei Lob und Dank dafür! Sag deiner Frau, daß ich sie grüßen und ihr danken lasse, daß sie dich so reich gemacht hat. Gibt Gött ein Hässlein, so gibt er auch ein Gräslein . . .

Im Seminar geht es gut — und nicht gut. Herr M. ist krank und wird sich kaum mehr erholen. Er hat eine Nierenkrankheit. Herr Dr. A. leidet an der Lungenwindfucht, und ich fürchte sehr für ihn. Herr Dekan W. hat uns verlassen. Herr S. gibt jetzt die Schweizer Geschichte, und die Religionsstunden hat unser ehemaliger Zögling Pfr. U. übernommen. Du siehst, es wird nicht besser im Seminar. Ich werde alt; wenn die sechziger Jahre da sind, so geht's abwärts.

Was mir besonders schwer macht, ist der Gedanke, daß das ganze Seminar an meiner armen Person hängt. Ich hoffte, einen Nachfolger erziehen zu können; aber meine Hoffnung scheint nicht in Erfüllung gehen zu wollen.

Ich beschäftige mich auch ab und zu mit deiner Zukunft. . . . Nun, dein Schicksal, das Seminar, meine alten Tage, meiner Kinder Zukunft — alles liegt in Gottes Hand. Wir sind seine Kinder und Schafe Jesu; er hat bereits für uns gesorgt. Das soll uns genügen.

Gott segne und behüte dich.“

Am 3. Januar 1889:

„Gott zum Gruß im neuen Jahre und die alte Liebe, die uns bisher verbunden hat. Von Gott wissen wir, daß er *treu* ist; ich bedarf sehr der Nachsicht. Wie lange habe ich dich auf einen Brief warten lassen! Sei mir nicht böse! . . .

Wenn du noch länger als Lehrer in Luino bleibst, so mußt du riskieren, daß ich an einem schönen Abend bei dir erscheine. Creba lebt immer noch wie ein Stück vom verlorenen Paradiese in meiner Seele. Ich lasse dann den Mailänder auch kommen. Wenn mit dem zu Intra drei sind, so kann ich mein Gewissen eher beschwichtigen; denn ein etwas leichtsinniges Stück wäre diese Reise immerhin, schon um des Kostenpunktes willen . . .

Was macht deine Kleine und ihre Mutter? Wenn du mir schreibst, so laß deiner Vaterfreude freien Lauf, indem du mir lauter blaue Wunder von deiner Tochter erzählst.

Gott segne und behüte dich. Er lasse seine Gnade über dir und den Deinen leuchten.

In treuer Liebe

Dein H. Bachofner.“

In den letzten Jahren empfand Bachofner je länger je mehr die Last der sich stetig mehrenden Arbeit. In einem Briefe vom 25. Oktober 1889 heißt es:

„ . . . Mir geht es ordentlich. Ich muß mich zwar oft zusammen nehmen, besonders an den Tagen, wo ich 6 Stunden habe; aber ich darf nicht weich und nicht müde werden, sonst kommt der ganze Karren ins Stocken. Kennst du die Geschichte vom Landgrafen von Thüringen? „„Landgraf werde hart!““ muß ich mir alle Tage zurufen. Dann geht es wieder, und niemand merkt, daß ich einen schwindligen Kopf habe.“

Am 28. Oktober 1889:

„ . . . So rede nun mit Herrn N. und dann lebe getrost und fröhlich deinem Berufe, dem du deine persönlichen und Familienangelegenheiten unterordnest. Jüngst kam mir in einer schlaflosen Nacht jenes Wort in den Sinn: „„Landgraf, werde hart!““, und ich nahm mir vor, darüber ein kleines Aufschätzchen ins Seminarblatt zu schreiben — mit der Wendung, „„Lehrer werde hart gegen dich selber!““ welches Wort sich berührt mit demjenigen Christi, da er seinen Jüngern zur Antwort gab, als sie ihn fragten, warum sie den Geist der Fallsucht nicht haben austreiben können: „„Diese Art fährt nur aus durch Beten und Fasten!““. Das heißt: Wer über die Geister Macht haben will, muß sich selber in harter Zucht halten. So predige ich mir selber; denn im Alter kommt die Versuchung, seinen Beruf unausgefüllt zu lassen, während man in der Jugend gern über ihn hinausgeht.“

Herr H's scheinen etwas viel fordernde Leute zu sein, weil sie auch viel leisten; aber man kann sehr gut mit ihnen reden, und sie meinen es treu. Wenn du ohne Voreingenommenheit bist, so spürst du bald, was sie wünschen. Da tu — nicht aus Augendienerei, sondern um des Herrn willen. Ein Lehrer muß eben Diener sein. Dient er um der Menschen willen, so ist er zu beklagen; dient er mit seinem Berufe dem Höchsten, so ist er der freieste Mann von der Welt.

Es sind einfache Worte, die ich dir schreibe. Ob ich damit

ins Blaue hinausschieße, weiß ich nicht; aber sie enthalten Wahrheiten, die von großer Wichtigkeit sind, und die früher oder später auch dich vorbereitet finden werden. Halte mir's zu gut, daß ich einen hofmeisterlichen Ton annehme. Ich bin ein alter Mann, aber doch noch nicht so alt, daß ich nicht mit der Jugend fühlen könnte."

Am 31. März 1890:

"Es sind verschiedene Umstände, die mich hinderten dir zu antworten. Wenn ich sie aufzählen könnte, so würdest du mich absolvieren, obgleich ich wohl begreife, daß dir mein Verhalten unverständlich vorkommen muß . . .

Ich habe so viel zu arbeiten, daß ich nicht mehr nachkommen kann. Es ist wie eine Flut, in der ich mich nicht mehr über Wasser halten kann. Schreibe diesem Umstand die Flüchtigkeit dieser Zeilen zu. Meine Gefinnung gegen dich ist nicht flüchtig; ich habe täglich an dich gedacht und deine Sache hin und her bewegt; aber das Schreiben wird mir schwer."

Und endlich am 31. August 1890:

"Endlich! wirst du ausrufen. Ja, endlich! Wenn es nur alle rufen könnten, die ein Recht an mich haben. Es ist ein rechtes Unglück, seinen Pflichten nicht nachkommen zu können, die man doch ganz gut erkennt."

* * *

So viel aus den von Bachofner an mich gerichteten Briefen! Es sind zum großen Teil nur Bruchstücke, denn ich mußte aus verschiedenen Rücksichten gar manches weglassen, was nicht weniger interessant gewesen wäre als das Angeführte. Aber diese Proben mögen genügen, um darzutun, wie Bachofner mit uns, seinen ehemaligen Schülern, verkehrt hat und was er uns auch nach unserm Austritt aus dem Seminar noch gewesen ist. Allerdings hat er nicht mit allen ausgetretenen Schülern so

regen Gedankenaustausch unterhalten, wie mit mir persönlich. Es kam mir eben zu gut, daß ich in Luino auf einem isolierten Posten stand, wo ich nach Bachofners Ansicht allerlei Gefahren ausgesetzt war. Mit solchen Schülern, die den Segen der christlichen Gemeinschaft oder den persönlichen Verkehr mit gleichgesinnten Berufsgenossen entbehren mußten, unterhielt er meistens einen besonders lebhaften Briefwechsel, um ihnen das Fehlende durch den brieflichen Verkehr nach besten Kräften zu ersetzen und so ihre Verbindung mit dem Seminar und seiner guten Sache zu unterhalten.

Diesen Briefwechsel mit den ausgetretenen Schülern betrachtete Bachofner nicht etwa als Liebhaberei oder Zeitvertreib, sondern als eine heilige Pflicht, die mit zu seinem Berufe gehöre. Darum machte es ihn so unglücklich, als er dieser Pflicht nicht mehr zu genügen vermochte, da sich einerseits die Arbeit von Jahr zu Jahr vermehrte und da anderseits seine Arbeitskraft abnahm.

Aber es gab für den Seminardirektor von Untersträß noch eine ganze Reihe anderer Obliegenheiten, von denen ihn wohl manche zeitweise zum wenigsten ebenso sehr in Anspruch nahm als seine Korrespondenz.

Da waren z. B. die freien Schulen, deren Bachofner im Kanton Zürich nicht weniger als sieben gegründet hatte, und die alle große Anforderungen an ihn stellten. Er hat immer und immer wieder in Wort und Schrift gegenüber heftigen und zum Teil gehässigen Angriffen in scharfsinniger und überzeugender Weise das Recht der freien Schulen verfochten und die Bedeutung eines Jugendunterrichts betont, der von den Beziehungen des Kindes zu seinem Schöpfer ausgehend, seinen Hauptzweck darin erblickt, das Reich Gottes zu fördern, indem er die Kinder durch das Wort in Verbindung setzt mit dem Geiste Gottes, der ein Geist der Liebe ist. Diese Gedanken und Ziele

hat er niedergelegt in den verschiedenen Jahresberichten über das evang. Seminar und die freien Schulen, die in ihrer Art mustergültig sind, und die anerkanntermaßen zum Besten gehören, was bei uns über christliche Schulbestrebungen schon geschrieben worden ist. Es finden sich darüber auch wertvolle und beherzigenswerte Gedanken in seinem litterarischen Nachlaß.

Von 1871 bis 1894 war Bachofner auch ununterbrochen Präsident des Christlichen Vereins in Zürich, aus dessen Verhandlungen ja, wie früher erwähnt, die Gründung des Seminars Unterstrafß hervorgegangen ist, und der auch seither unablässig für die Erhaltung der christlichen Grundlagen unseres Volkslebens wirkte. „In diesem Verein“, berichtet Frau Bachofner, „bekam er Veranlassung, die Sache der Epileptischen ins Auge zu fassen. Der frühere Präsident nämlich, Herr Sulzer, an dem er mit großer Verehrung und Treue hing, hatte ein kleines Legat hinterlassen zur Gründung einer Anstalt für Fallstüchtige. Mit der Zeit kamen noch kleinere Beträge dazu, so daß 3000 Fr. bereit lagen. Da niemand den Mut hatte, auf diese Summe hin einen Anfang zu machen, unternahm es endlich Bachofner. Freilich, als er einst mit jemand darüber sprach, und dabei erwähnte, daß nur 3000 Fr. da seien, wandte ihm dieser unwillig den Rücken und sagte: „„Von einer solchen Bagatelle spricht man gar nicht““. Das war im Jahr 1883. Aber dann ging es rasch vorwärts. Bachofner hielt da und dort Vorträge, um Teilnahme für die Sache der Epileptischen zu wecken; es bildete sich ein engerer und ein weiterer Vorstand; Gaben flossen zu, und Bachofner beriet sich mit Bau-leuten und wanderte oft am Feierabend nach der Rütli hinaus, um den Bau zu besichtigen und mit dem Werkführer zu reden. Er trieb auch die oft zaghaften Herren des Vorstandes zum Vorwärtsgen an; aber dazwischen sagte er zu Hause etwa: „„Wie will ich froh sein, wenn ich diese Sache abgeben kann!

Meine Arbeit ist das Seminar, und ich mußte diese Aufgabe nur übernehmen, weil niemand daran wollte.“

Heute kann die Anstalt auf eine mehr als 20jährige segensreiche Tätigkeit zurückblicken. Ihr Bestand und ihre Wirksamkeit im Dienste der Elendesten unter den Hilfsbedürftigen beweisen, welche schöne Aufgaben der schweizerische Brudersinn auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit zu lösen vermag. Die Anstalt für Epileptische legt aber auch nicht minder beredtes Zeugnis ab dafür, daß Bachofner nicht umsonst gelebt und geliebt hat, und daß auf selbstloser Liebesarbeit an den Geringsten und Erbarmungswürdigsten ein ganz besonderer Segen ruht.

Solcher Arbeit hat Bachofner ein reichliches Maß verrichtet. Er war überhaupt ein Arbeiter von seltener Leistungsfähigkeit und Treue. Wo er eingriff und mithalf an der Lösung irgend einer gemeinnützigen Aufgabe oder eines christlichen Liebeswerkes, da geschah es immer mit ganzer Kraft; aber zugleich in so unauffälliger und natürlicher Art, daß es weniger zum Bewußtsein kam, was Bachofner eigentlich leistete; oder wenn dies der Fall war, so verwunderte man sich darüber, „wie bei so wenig äußerlichem Nachwerk und Getriebe so viel Gutes und Bleibendes zustande kam“. Wenn über seine Vorträge und Arbeiten berichtet wurde, geschah es fast ausnahmslos mit der Bezeichnung: „Nach seiner schlichten Art.“ Das fiel ihm zuletzt selber auf, und er äußerte etwa schalkhaft: „Wenn ich auch nichts bin, so bin ich doch schlicht; denn ich mag nur tun, was ich will, so kann ich nachher lesen, es sei schlicht gewesen; das ist jedenfalls meine Haupteigenschaft; ich muß nun selber daran denken.“

Diese Schlichtheit und Bescheidenheit im Auftreten entsprach ganz seinem innersten Wesen und war eine Folge seiner echt christlichen Weltanschauung und seines religiösen Standpunktes.

In der religiösen Überzeugung, in dem Verhältnis zu seinem himmlischen Vater, im Glauben, liegen unzweifelhaft die starken Wurzeln von Bachofners bewunderungswürdiger Kraft. Über seine religiösen Anschauungen findet der Leser Näheres in der Einleitung zum literarischen Nachlaß, pag. 5—29. Ich muß mich hier auf einige skizzenhafte Andeutungen beschränken.

Bachofner war mit dem Apostel Paulus der Ansicht, daß Gottes Kraft in denen mächtig sei, die sich vor ihm schwach fühlen, und daß also unsere Schwachheit die *conditio sine qua non* der göttlichen Hilfe sei. „Ich bin ein Knecht Jesu Christi, und wenn ich mein Möglichstes geleistet habe, so bin ich doch nur ein Knecht, der getan hat, was er zu tun schuldig ist.“ Das ungefähr war seine Grundanschauung, die göttliche Weisheit, von der er einem Schüler schrieb, sie sei immer sittlich, praktisch, persönlich. Aus ihr ergibt sich nach Bachofner unser Lebenszweck, der darin besteht, daß wir für andere leben, indem wir uns selber vergessen. Das ist das schlichte, das christliche Heldentum, über das Bachofner nicht nur schön geredet und geschrieben, sondern das er seinen Schülern auch wirklich vorgelebt hat. „Ja, es gibt in der Welt ein Reich Jesu Christi, ein Reich, in dem nicht das Gesetz der Selbstsucht, sondern das Gesetz der Liebe herrscht. Es gibt wirklich Menschen, die das Schwerste übernehmen, ohne an sich selbst zu denken, und wenn alle so wären, so hätten wir auf der Welt ein vollkommenes Dasein, das wahre Menschentum. Wenn alle rechte Christen wären, so wäre allen Übeln abgeholfen. Unser Glaube besteht wesentlich darin, daß wir daran festhalten, daß einmal alle rechte Christen werden, und daß das Himmelreich einmal wirklich komme. Wahres Christentum ist nicht Theorie, sondern: Leben, Tatsachen, Kraft. Wer ein Christ sein will, muß sich selbst vergessen, seine Ehre, seinen Erfolg, seinen Frieden drangeben und nur an das denken, was den andern nützen könnte.“

Gott kann Strafgerichte über die Menschen bringen; ich muß, weil ich selber ein sündiger Mensch bin, die Strafgerichte für andere auf mich nehmen.“ Und so hat er's gehalten.

Bachofner hat viel Schweres durchgemacht, und dieses Schwere drückte ihn um so stärker, als er alles, was im äußern Leben in Freude und Leid an ihn herantrat, innerlich mit dem Herzen verarbeitete. Seine Stellung als Seminardirektor war eine Kampfesstellung. Die prinzipiellen Gegner der christlichen Schulbestrebungen im Kanton Zürich haben Bachofner schwere Stunden bereitet, indem sie jede Gelegenheit benutzten, um ihm in oft recht gehässiger Weise zu verstehen zu geben, daß ihnen das evang. Seminar, dieses „Stättchen im Staat“, ein Dorn im Auge sei. Auch die Art, wie die staatlichen Behörden mit dem Vertreter des freien Seminars verkehrten, wie die Kandidaten von Untersträß gelegentlich bei den Staatsprüfungen in Küsnacht und bei der Besetzung von Lehrstellen behandelt wurden, wie man der Sache des Seminars immer wieder mit Mißtrauen begegnete und den leitenden Organen unlautere Beweggründe, wie Herrschsucht u. dgl., unterjoh: das alles mußte Bachofner je länger je mehr zu der Überzeugung bringen, „daß der Staat dem evang. Seminar gegenüber Partei sei, während er doch über den Parteien stehen sollte“. Das tat dem Mann mit der goldlautern Gesinnung, der ja mit seiner Sache nur dem Volke dienen wollte, unendlich weh.

Aber noch mehr als diese von außen kommenden Anfeindungen schmerzten ihn traurige Erfahrungen, die er etwa mit einzelnen Schülern machte, welche auf böse Wege gerieten und dadurch den Feinden des Seminars Anlaß zu Angriffen auf das Seminar selber gaben. Dazu kamen allerlei schwere Prüfungen in der eigenen Familie. Im Jahr 1873 wurde ihm seine erste Gemahlin unerwartet schnell durch den Tod entrißen, im Mai 1875 erkrankte sein ältester Sohn, auf den er große Hoffnungen

geseht hatte; und doch waren diese herben Verluste noch lange nicht das Schwerste, was er durchzumachen hatte.

Aber der liebe Gott legte ihm nicht nur Lasten auf, sondern er gab ihm auch die nötige Kraft, sie zu tragen. Je tiefer er geführt wurde, desto mehr leuchtete sein unerschütterliches Gottvertrauen aus ihm hervor. Aus der Kelter seines Leidens floß das reine Gold eines im Tiegel der Trübsal geläuterten Glaubens. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, das tritt in seinem Leben offen zutage. Darum ist seine Biographie nicht nur lehrreich, sondern recht eigentlich erbaulich.

Bachofner betrachtete es als ein großes Glück, daß ihn seine Stellung am Seminar mit so vielen guten Menschen zusammenführte. Er hatte einen großen Kreis von Freunden, die treu zu ihm standen. Dafür dankte er je und je seinem himmlischen Vater als für eine ganz besondere Gnade. „Zum Schönsten, was mir mein Beruf eingebracht hat, gehört die Freundschaft mit guten Menschen, und du hast in meinem Herzen einen Platz obenan“, schrieb er 1892 einem Freunde. Von solchen treuen Freunden aus dem Seminarvorstand, aus der weitem Seminar-gemeinde und von seiten seiner Schüler hat Bachofner je und je viel Freude und Liebe erfahren, und so gewissenhaft er auch ihre Freundschaftsdienste erwiderte, glaubte er doch zuweilen, darin nicht genug getan zu haben. „In diesen Tagen“, schrieb er einst einem lieben Freunde nach San Remo um die Weihnachtszeit, „wo das Reich unseres hochgelobten Herrn und Heilandes sich in mannigfaltigen Liebeskräften auf so freundliche Weise kund tut, möchte ich Ihnen so gerne eine Freude machen; aber ich habe nichts als diese armen Zeilen, die ich, begleitet von herzlichen Fürbitten, nach San Remo schicke. Der hat eine feine Gabe, dem es vergönnt ist, den Menschen Freude zu machen. Sie wird mir nur in geringem Maße zuteil.“

Ja, auf seinen Freunden hielt Bachofner große Dinge; denn

sie waren ihm lieb. Aber am liebsten war und blieb ihm doch diejenige Person, mit der er Schulter an Schulter die schwere Last des Seminars mehr als zwei Jahrzehnte zu tragen hatte: seine treue Gattin Anna Bachofner-Buxtorf von Basel, die ihm im Jahre 1874, 1 $\frac{1}{2}$ Jahre nach dem Tode seiner teuren ersten Gemahlin als zweite Lebensgefährtin angetraut wurde. Sie hat fast 23 Jahre lang Freude und Leid, Liebe und Schmerz redlich mit ihm geteilt. Sie wurde seinen sechs verwaisten Kindern eine zweite Mutter im besten Sinne des Wortes. Gäbe es mehr solche, so würden die Märchen von den bösen Stiefmüttern ihren Reiz bald ganz und gar verlieren. Sie stand ferner als erfahrene Hausmutter dem großen Seminarhaushalt mit Umsicht und großer Treue vor und erleichterte dadurch ihrem Mann seine Aufgabe nach Kräften. Sie brachte auch den Zöglingen warme Teilnahme entgegen und war eifrig für deren körperliches und geistiges Wohl besorgt, wenn sie auch mehr im Hintergrund blieb und in echt weiblicher Art durch stilles Walten sich auszeichnete. Dazu kam, daß sie sich eine feine, tiefgehende Geistes- und Herzensbildung erworben hatte, die es ihr ermöglichte, ihrem Gatten in die Tiefen seines geistigen und religiösen Empfindens zu folgen. Daß sie zudem ein mehr als gewöhnliches Verständnis hatte für die Kunst, die sich der Sprache bedient, und sich darin auch mit gutem Erfolg produktiv betätigte, war für Bachofner eine wahre Herzensfreude. Kurz, ich habe kaum je ein schöneres Verhältnis zwischen Ehegatten beobachtet, als es zwischen Herrn und Frau Bachofner bestanden hat. Das schönste Zeugnis stellt Bachofner seiner Frau selber aus, indem er in der Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestandes des evang. Seminars im Jahre 1894 von ihr schrieb: „Sie trat zwar den Umständen gemäß etwas zaghaft, aber mit der ganzen Kraft hingebender Liebe ihre schwere Aufgabe an, wuchs darin, und heute hat sie jene Bedeutung einer Hausfrau, ohne die es ein-

fach nicht ginge.“ „Doch“, fügt er bedeutungsvoll hinzu, „will ich nicht meine eigene Geschichte schreiben.“ Man lese übrigens als Beleg für das Gesagte die Familienbriefe, welche im „Lebensbild“ enthalten sind.

Am 9. Juni 1881 schrieb er unter anderem an seine Gemahlin: „Ich grüße dich mit großer Bewegung des Herzens. Ich möchte eine ganze Fülle von Freude und Wonne über dich ausgießen. Da ich selber nichts habe, so werden meine Gefühle zu einem brünstigen Gebete für dich und die Kinder, und ich kann gar nicht müde und nicht fertig werden im Bitten und Flehen.“

Samstag vor Pfingsten 1882 vom Bad Stachelberg aus:

„Ach, das waren zwei schöne Tage, als du hier warst. Zu Hause bin ich ja auch bei dir, aber da sind wir wie zwei Ackergäule zusammen ans Fuhrwerk gespannt und machen einander das harte Leben erträglich; keines hielte es ohne das andere aus. Aber zur Gemeinschaft der Seelen kommen wir selten... Und heute hast du mir gute Zigarren geschickt, da will ich gleich eine anzünden zu Ehren meiner heiligen Anna, meiner Schutzpatronin und meinem guten Engel, der für mich sorgt und wacht und nebenbei auch ein wenig ganz unnötige Angst für mich hat. Bedenke, daß ich noch andere Engel habe, die sich um mich her lagern. Und ihr, liebe Mutter und Kinder, habt auch solche.“

Am 4. Juni 1882:

„... Ich glaube, daß es auf der ganzen Welt keinen segneteren Menschen gibt als mich. Wer hat einen so schönen Beruf? Wem ist darin so viel Gnade gegeben? Von allen Seiten kommt mir Liebe entgegen, ohne daß ich weiß warum? Und welch Glück ist mir in meinem Hause bereitet!...

Ja, meine liebe Anna, wir wollen Gott loben und preisen; denn er ist an uns unaussprechlich gnädig und gütig. Wir wollen nicht vergessen all das Gute, das er uns zugewendet

bisher, und aufzählen alle seine Liebestaten an uns. Wir wollen einander zum Lobe Gottes erwecken, indem wir das Gute miteinander besprechen. Wie freue ich mich auf die Heimkunft! Wieder bei dir und den Kindern zu sein!“

Am 26. August 1892:

„. . . Ach, was ist es doch etwas Herrliches um die Gemeinschaft der Seelen in der Hingabe an den Heiland! Im Schwersten bleibt man fest. Und uns hat ja das Schwerste betroffen, und doch sind wir selig, und wenn noch Schwereres kommt, was kann uns schaden? Wir singen miteinander den Jubelgesang Römer 8.“

Und endlich im Mai 1896:

„. . . Ach, was ist es doch etwas Herrliches, wenn man einen Menschen hat, dem man alles sagen kann, was man denkt und fühlt! Die angetraute Treue ist doch die beste. Gott segne und behüte dich!“

Nicht weniger herzlich war Bachofners Liebe zu seinen Kindern, von denen ihn fünf Söhne und zwei Töchter überleben. Sie sind heute alle in geachteten Lebensstellungen: zwei Söhne Pfarrer, drei Lehrer, eine Tochter Hausmutter der Taubstummenanstalt in Riehen und die jüngste eine wackere Stütze ihrer alternden Mutter.

* *

Als Bachofner das sechzigste Altersjahr überschritten hatte und sich bei ihm mehr und mehr die Beschwerden des Alters bemerkbar machten, besonders aber, nachdem er im Jahre 1894 noch den 25jährigen Bestand des Seminars Untersträß hatte feiern dürfen, sehnte er sich immer mehr darnach, sich vom Seminar zurückzuziehen. Er kaufte in Zug in schönster Lage ein Gütchen, wo er im Kreise der Seinen einen stillen Feierabend zu verleben gedachte. Da wollte er noch mancherlei tun, wozu

die Zeit im Seminar nicht gereicht hatte, so z. B. eine Arbeit über das Gewissen vollenden. Nachdem in Herrn Pfarrer Gut, einem frühern Zögling von Unterstraß, ein Nachfolger gefunden war, in den Herr Bachofner volles Vertrauen setzte, siedelte er im April 1897 nach Zug über. Der Abschied vom Seminar wurde ihm schwerer als er gemeint; denn es war ihm ans Herz gewachsen.

„Das Seminar war ihm lieb“, heißt es im „Lebensbild“, „wie ein eigenes Kind, und weil es ein Sorgenkind war, wurde es ihm um so teurer. Wenn auch die Liebe zuweilen hinter den Mühen und Nöten zurücktrat, sie brach doch stets wieder durch. Es war auch auffallend: je tiefer die Liebe durch schwere Erfahrungen im engern und weitem Kreise ins Leiden geführt und geprüft wurde, desto mehr nahm sie das Wesen des selbstlosen, herzlichsten Erbarmens an, brachte Glauben und Hoffen mit sich und erwies sich auch bei ihm als das Größte und Mächtigste, was es gibt, als das allein Göttliche.“

In Zug richtete sich Bachofner häuslich ein, und er freute sich herzlich auf die Ruhe im eigenen Heim. Aber er sollte, wie einst Moses, keinen Feierabend haben. Am 3. Juni 1897, als er einen Zwetschgenbaum von Raupennestern reinigen wollte, kam er mit der nur ganz kurzen Leiter zu Fall und trug eine unbedeutende Verletzung an einem Schenkel davon. Als die Wunde geheilt war und Bachofner am 15. Juni das Bett wieder verlassen wollte, überfiel ihn ganz plötzlich eine Herzschwäche. Man glaubte an eine vorübergehende Ohnmacht; aber der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß das Leben bereits entwichen sei. Ohne Todeskampf hatte Bachofner eingehen dürfen zur Ruhe der Kinder Gottes.

Er wurde in Unterstraß begraben. Die Trauer um den für so viele zu früh Dahingeshiedenen war groß. Aber manchem, der am Grabe stand, kam es doch wohl auch lebhaft zum Be-

wußtsein, daß wir nicht nur trauern sollten über den schmerzlichen Verlust, sondern vor allem auch uns freuen über all den Segen, den uns Gott durch diesen reichgesegneten Mann hat zufließen lassen.

Wenn wir sein Leben nochmals überblicken, so finden wir darin deutliche Spuren des göttlichen Waltens. Bachofner war ein unvollkommener Mensch, in dem aber Gottes Kraft mächtig war, ein schwaches Gefäß, in das aber der himmlische Vater ein reiches Maß vom Geiste seiner Liebe ausgoß, ein sündiger, erlösungsbedürftiger Mensch, und doch ein seliges Kind Gottes, in dem Christus sichtbar Gestalt gewonnen hatte, ein Werkzeug in der Hand Gottes, das er für würdig erachtete, um andern den Weg der Wahrheit zu weisen. So wurde Bachofner ein Segen für viele, und das Wort, mit dem man Pestalozzis Wesen charakterisiert, darf ohne Bedenken auch auf Bachofner angewendet werden. Auch er war: „alles für andere, für sich nichts.“

Bei einer im vertrauten Freundeskreise abgehaltenen bescheidenen Feier zur Erinnerung an Bachofners 50jährige pädagogische Amtstätigkeit, die einige Wochen vor seinem Tode stattfand, äußerte einer seiner ehemaligen Schüler: „Herr Direktor Bachofner darf nicht vergeblich gearbeitet, geliebt und gelitten haben. An uns ist es, teilzunehmen an der Bewegung, die er eingeleitet hat, und einzustehen für das, was er ein Leben lang vertreten, für die bedrohte Sache der evangelischen Schule. Wie unser verehrter Führer dürfen auch wir nicht von hinnen gehen, ohne etwas gewirkt, ohne durch unser Leben etwas beigetragen zu haben zur Erfüllung der Bitte: Dein Reich komme!“ Das möge auch unsere Losung sein!
